

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

## ZEICHEN DER ZEIT

Traum einer neuen Kirche

Bernhard Sill

Das Gewissen:

Archimedischer Punkt sittlicher Praxis

Rudolf Chrysostomus Grill

Serbischer Messianismus

Herbert King

Was sage ich, wenn ich „Maria“ sage?

Rainer Birkenmaier

Wachstumsstufen der Marienliebe

M. Evamaris Humperdinck

Schwester Emilie

## BUCHBESPRECHUNG

<b>ZEICHEN DER ZEIT</b>	
Traum einer neuen Kirche	<b>97</b>
Bernhard Sill	
<b>Das Gewissen: Archimedischer Punkt sittlicher Praxis</b>	<b>99</b>
Rudolf Chrysostomus Grill	
<b>Serbischer Messianismus</b>	
Leben und Denken des Bischofs Velimirović	<b>111</b>
Herbert King	
<b>Was sage ich, wenn ich „Maria“ sage?</b>	
Prozeß der Entstehung des Marienbildes	<b>119</b>
<b>SCHÖNSTATT SPIRITUELL</b>	
Wachstumsstufen der Marienliebe (R. Birkenmaier)	<b>131</b>
<b>SCHÖNSTATT INTERNATIONAL</b>	
Schwester M. Emilie Engel (M. Evamaris Humperdinck)	<b>135</b>
<b>BUCHBESPRECHUNG</b>	<b>142</b>

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung  
ISBN 0341 - 3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e.V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 1162, D-56171 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift

der Redaktion: Patris-Verlag – Redaktion Regnum - Postfach 1162, D-56171 Vallendar

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rügenacher Straße 88  
56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 26,40 zzgl. DM 3,80 Porto. Ausland DM 26,60 zzgl. DM 5,00 Porto. Preis des Einzelheftes DM 7,20 zzgl. Porto.

## ZEICHEN DER ZEIT

TRAUM EINER NEUEN KIRCHE. Im September diesen Jahres sind es 25 Jahre seit dem Tod Pater Kentenichs – Anlaß, darüber nachzudenken, was aus seiner Lebenssendung geworden ist. Ohne Zweifel gehört er zu den prophetischen Gestalten unserer Zeit, denen der Heilige Geist eine „Vision“ von einer erneuerten Kirche eingegeben hat. Was ist aus diesem „Traum“ geworden?

Wir müssen ganz nüchtern konstatieren, daß in der theologischen Diskussion, in den Überlegungen der Verantwortlichen in der Kirche kaum etwas von seiner Konzeption, seinen Anliegen und Positionen präsent ist. Woran das liegt? Hinter vielen konkret zu benennenden Gründen verliert sich das Nachsinnen im Geheimnis göttlicher Planung. Auf jeden Fall wird für den Kenner im Streit der sich mehr und mehr polarisierenden Tendenzen sichtbar, daß Pater Kentenich wesentliche Anliegen beider Lager aufgegriffen und auf einer höheren Ebene originell miteinander verbunden hat. *Sein Zielbild von einer neuen Kirche könnte so etwas wie eine „dritte Kraft“ werden – wenn es vital gelebt und in das Gespräch eingebracht wird.*

Versuchen wir in aller Kürze auf dem Hintergrund unserer nachkonziliaren Situation *einige Konturen seines „Kirchentraumes“* nachzuzeichnen. Immer deutlicher tritt hervor, daß *seine Grundannahme das Faktum der pluralistischen Gesellschaft* gewesen ist. Nach seiner Auffassung gibt es im Sinne der *vox temporis-vox Dei* kein Zurück hinter das Nebeneinander von Weltanschauungen und Lebenspraktiken. Das Zielbild einer neuen Kirche und alle Bemühungen darum müssen sich dieser Ausgangslage anpassen. Hauptgefahr ist für ihn dabei die Vermassung: daß der Einzelne im Sog des Pluralismus seine personale Mitte und Würde verliert. Das galt für den kommunistischen Einflußbereich, gilt für unsere Konsum- und Mediengesellschaft nicht minder. *„Erziehung zu einer neuen Ich-Findung“* heißt darum der fundamentale Imperativ, Wertschätzung der eigenen Originalität, Respekt vor der persönlichen Freiheit. Im Blick auf die Auswirkungen für das neue Bild der Kirche spricht Pater Kentenich daher (in Anlehnung an Karl Rahner) von *„Wahlchristentum“*.

Zur Ich-Findung muß nach dem göttlichen Schöpfungs- und Erlösungsplan auch die *Du-Findung und Wir-Findung* kommen, soll nicht der bindungslose Individualismus mit dem Heer seelischer und körperlicher Krankheitsfolgen drohen. Pater Kentenich sieht *den Menschen in seinem tiefsten Wesen als Bundespartner* – zunächst auf der Ebene menschlich-personaler Bindung, letztlich als Partner im Bund mit Gott. Dabei ist es im Wirrarr heutiger Streitigkeiten erhellend und hilfreich, das Ziel- und Wegbild

menschlich-christlicher Reifung vor Augen zu halten, das Pater Kentenich vorschwebte: *erst Mensch – dann Christ – dann ganzer Mensch*.

Damit steht die große Herausforderung unserer Zeit vor uns: die *Integration von Psychologie und Religion*. Die seelische Entwicklung in unserem Jahrhundert hat zu einer Neu-entdeckung und -wertung der Tiefenschichten der Seele geführt. Zum ganzheitlichen Menschwerden gehört es, die Kräfte zu entbinden, die in diesem „Naturreich der Seele“ stecken. Dabei geht es gerade nicht darum, dem Trend zur Psychologisierung auch der gnadenhaften Wirklichkeit nachzulaufen. Ebenso wenig kann es damit getan sein, nur die Wahrheiten unseres Glaubens festzuhalten. Pater Kentenich spricht von der *„Durchgöttlichung der Tiefenschichten unserer Seele“*.

Wer dieses Konzept der Mensch- und Christwerdung in einer pluralistischen Umwelt vor Augen hat, wird verstehen, daß es fast notwendig *innerkirchlich zu einer Akzentverlagerung* kommen muß: es können nicht mehr wie früher Gesetze und Normen das Handeln aller Menschen gleichmäßig regeln. Dafür sind die Umstände und Situationen zu verschieden. Der Akzent muß stärker auf der *persönlichen Entscheidung des Einzelnen* liegen. Gegenüber einer postmodernen Beliebigkeit („anything goes“) spielen darum *Werte und Ideale* für die persönliche Aneignung und Gewissensbildung eine wesentliche Rolle. Das alles ist eingebettet in *zentrale Aspekte einer modernen Spiritualität: ein Vorsehungsglaube*, der in jeder Situation auf die Führung und Wegweisung Gottes schaut und hört, der den Wagnischarakter unseres Glaubens und darum die Entscheidungskraft für die Erfüllung von Gottes Willen hier und jetzt ausprägt; und schließlich *das persönlich gelebte Liebesbündnis mit dem Gott meines Lebens*, für den ich mit meiner Originalität ganz kostbar bin, der mich immer tiefer in seine Nähe ziehen möchte.

Und ein Letztes: in dieser neuen Kirche wird auch die *Rolle der Autorität eine andere sein*. Pater Kentenich sah im demokratischen Lebensgefühl der Neuzeit eine gebieterische vox Dei, die den jahrhundertlang vorherrschenden Stil von Autorität verändern will. Sein Axiom, mit dem er beiden wesentlichen Anliegen gerecht werden will, lautet: *Autoritär im Prinzip, aber demokratisch in der Anwendung*. Er hielt an der Notwendigkeit klarer Autorität fest, aber forderte von jedem Autoritätsträger, den Einzelnen zu respektieren, ihm eine Mitwirkung am Ganzen zu ermöglichen und seine „Seelenstimme“ in die Entscheidungsfindung mit einzubeziehen.

Allzu knapp sind damit einige Konturen des neuen Kirchenbildes gezeichnet, wie Pater Kentenich es sah. Es wird deutlich geworden sein, daß der Übergang von Alt zu Neu ein *langwieriger, schmerzlicher Wachstumsprozeß* sein muß, der *letztlich ein Erziehungsprozeß* ist. Es wird die Herausforderung an seine geistliche Familie sein, dieses Bild von Kirche selbst zu leben und als Ferment in den Gärungs- und Klärungsvorgang einzubringen.

GMB

Bernhard Sill

## Das Gewissen: Archimedischer Punkt sittlicher Praxis

*„Jedoch kehre dich von dem Bösen und tue das Gute, suche den Frieden und halt ihn ständig! Mehr als alle irdischen Dinge liebe ein reines und lauterer Gewissen!“*

Johannes von Tepl

*„Jeder Mensch höre auf sein Gewissen! Das ist möglich. Denn er hat eines.“* Gesagt hat diese Sätze der bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen gleichermaßen beliebte Dichter ERICH KÄSTNER (1899-1974)<sup>1</sup>, der zum Thema „Moral“ bekanntlich dies zu bedenken gibt: *„Es gibt nichts Gutes außer: Man tut es.“*<sup>2</sup>

Gedanken, die dazu anregen, sich Gedanken zu den Dingen und Bezügen des sittlichen Lebens zu machen, sind immer gute Gedanken. Denker, so hat MARTIN HEIDEGGER (1889-1976) gelehrt, geben zu denken. Für den Freiburger Philosophen sind allein die Denker, die zu denken geben, die Denker, auf die zu zählen sich lohnt. Daß zu den zu denken gebenden Denkern auch die Dichter gehören, ist keine Frage.

### „DAS VERLORENE GEWISSEN“

Ein Märchen des russischen Dichters Michael Saltykow

Ein Dichter, der gerade in der Frage des Gewissens zu denken geben will und zu denken geben kann, ist MICHAEL SALTYKOW (1826-1889). Dieser außerhalb Rußlands leider nicht so bekannte Zeitgenossen LEO N. TOLSTOI (1828-1910), FJODOR M. DOSTOJEWSKI (1821-1881) und IVAN S. TURGENJEW (1818-1883) ist in die Geschichte der großen russischen Literatur eingegangen als genialer Satiriker, dessen Format seinesgleichen sucht.

MICHAEL SALTYKOW schrieb eine ganze Reihe satirischer Märchen und satirischer Fabeln, mit denen er seinen Landsleuten und sicher nicht nur diesen ins Gewissen reden wollte. Besonders geeignet, den Leuten innerhalb und außerhalb Rußlands ins Gewissen zu reden, scheint nun in der Tat jenes satirische Märchen, das – bezeichnend genug – den Titel *„Das verlorene Gewissen“*<sup>3</sup> trägt und dessen Erzählfaden sich so spinnt:

Eines guten oder – besser gesagt – schlechten Tages war das Gewissen abhanden gekommen. Doch „niemand merkte, daß etwas fehlte, daß in dem großen Orchester des Lebens eine Flöte nicht mehr mitspielte“<sup>4</sup>. Kann das denn sein, grübelt der Leser: das Gewissen fehlt, und kein Mensch merkt das? Das soll der Leser sich auch fragen, denn gerade darauf zielt ja die narrative Logik des Märchens, dessen Erzähler sich nun gleich daran macht, den Zustand dieser Welt zu schildern, in der es das nicht gibt, was sich Gewissen nennt. Seine Schilderungen lassen keinen Zweifel daran aufkommen: Der Zustand der Welt, der das Gewissen abhanden gekommen ist, ist bedenklich schlecht. So gipfeln denn auch die Schilderungen des Märchens in dem Satz: „... überall ging es bald drunter und drüber“<sup>5</sup>.

In dieser Welt, die seit geraumer Zeit das Gewissen buchstäblich mit Füßen tritt, geschah nun dieses: Ein armer Trinker, der das arme Ding Gewissen „zerfetzt, bespuckt, zertrampelt“<sup>6</sup> am Boden liegen sah, griff in seiner Trunkenheit danach und nahm es an sich. Noch weiß der Trunkenbold nicht, daß sein zufällig gemachter Fund das Gewissen ist, doch das wird sich bald ändern. Es dauert nämlich gar nicht lange, da spricht die Stimme des Gewissens zu ihm in aller Deutlichkeit, und das führt dazu, daß dieser Mann Lebensbilanz zieht.

Schreckliches zeigt sich da im Licht des Gewissens; schönen läßt sich da rein gar nichts. Das weiß der Trunkenbold. Gleich ist da aber wieder die schlechte Logik seines alten Lebens, die sagt: Fort mit dem Gewissen, das doch nur die alten Lebenskreise stört. Gesagt, getan. Der Trunkenbold sieht zu, das Gewissen so schnell wie möglich jemand anderem zuzustecken. Bald schon ist ein Opfer gefunden. Der glückliche Zufall hilft dabei.

Der neue Besitzer des Gewissens ahnt noch nichts von seinem „Glück“, doch das soll sich bald ändern. Dieser ist nämlich Wirt, dem das Gewissen sogar bekannt zu sein scheint. Gepflegt hat dieser Wirt die Bekanntschaft mit dem Gewissen allerdings lange, lange Zeit nicht, denn er wußte nur zu gut: mit dem Gewissen ist kein Geschäft zu machen. Jetzt, da sich das Gewissen wieder meldet, denkt dieser Wirt nicht im Traum daran, seine Gäste zu bewirten, sagt ihm doch das Gewissen: „... der Schnaps (ist) die Quelle alles Unheils für die Armen“<sup>7</sup>.

Es bricht eine neue Zeit in seinem Leben an. Er selbst ist richtig glücklich darüber, daß sich die Dinge so entwickelt haben, doch seine Frau denkt darüber gründlich anders. Sie hält das Gewissen für keine begrüßenswerte Errungenschaft ihres Mannes, bringt dieses aus geschäftlicher Sicht statt Vorteile doch nur Nachteile. So beschließt sie, das Gewissen bei der näch-

sten passenden Gelegenheit wieder seinen Besitzer wechseln zu lassen. Mit Geschick weiß sie es anzustellen, daß das Gewissen in die Hände des allseits gefürchteten und gehaßten Dorfpolizisten gelangt.

Das Gewissen macht diesen Wolf im Nu zum Lamm. Dieser Mann, eben noch der Bauern Feind, ist jetzt, da das Gewissen bei ihm ist, gleich deren Freund. Daß Geben seliger ist als Nehmen, ist ihm schon bald reine Gewißheit. Doch allzu lang kann auch er dem Ruf des Gewissens nicht folgen. Denn seine Frau nimmt ihm das Gewissen fort und schenkt es dem reichen Juden Samuel Davidowitsch Brschotzkij zu.

Der ist gerade mit geschäftlichen Dingen befaßt, als das Gewissen in seine Hände gerät. Daß das dann Folgen hat, liegt auf der Hand. Dieser reiche geizige Jude, der kaum je einmal ein paar Kopeken gespendet hat, macht nun nolens volens gleich eine ganze Stiftung, sorgt allerdings gleichzeitig dafür, daß das Gewissen abermals seinen Besitzer wechselt.

Das geht immer weiter so. Das Gewissen muß wandern, von einem Ort zum andern. Dem Gewissen gefällt das ganz und gar nicht, „*immer ohne bleibende Stätte zu sein und von Hand zu Hand zu geben*“<sup>8</sup>. Es hat dieses Leben gründlich satt und richtet deshalb an jenen Kleinbürger, in dessen Besitz es sich gerade befindet, die Bitte: „*... such' mir ein kleines russisches Kind, öffne sein Herzchen und lege mich da hinein! Vielleicht wird das unschuldige Kind mich aufnehmen und mich pflegen, wird mich in seinem Herzen wachsen lassen und dann mit mir unter die Menschen gehen, ohne sich meiner zu schämen.*“<sup>9</sup> Der Wunsch des Gewissens ist dem Kleinbürger Befehl. Er sucht und findet ein Kind und tut wie ihm geheißen. Er öffnet das Herz des Kindes und legt das Gewissen da hinein.

Daß sich damit dann nicht nur für das Gewissen, sondern auch für Mensch und Welt alles ändern soll, steht für das Märchen außer Frage. Insgesamt wendet sich alles zum Guten, und mit diesem guten Schluß kann das Märchen dann auch schließen. Dieser Schluß ist fast zu schön, um wahr zu sein. Er lautet: „*Und nun wächst das kleine Kind und mit ihm wächst das Gewissen in seiner Brust. Und aus dem kleinen Kinde wird einst ein großer Mann, und er wird ein großes Gewissen haben. Und verschwinden wird dann alles Unrecht, alle Hinterlist und Gewalt, denn das Gewissen wird nicht mehr verzagt sein und wird überall selbst schalten und walten wollen.*“<sup>10</sup>

Geschrieben hat MICHAEL SALTYKOW dieses satirische Märchen, das – so sagen die Fachleute – zu seinen besten Dichtungen zu zählen ist, in seinen letzten Lebensjahren. Daß gute Satire nie destruktiv, sondern immer

konstruktiv ist, läßt sich bei diesem russischen Dichter recht anschaulich lernen. Denn was ist diese seine Dichtung, die keineswegs nur auf die Welt des damaligen Rußland gemünzt ist, anderes als ein Plädoyer für eine Welt, in der das Gewissen seinen festen „Sitz im Leben“ hat?

## DAS GEWISSEN – MITTELPUNKT DER SITTLICHEN WELT

Es kann gar keine Frage sein: Die Welt, in der nicht das Gewissen schaltet und waltet, ist nicht die sittliche Welt. Denn die sittliche Welt ist die Welt, deren archimedischer Punkt das Gewissen ist. Wo das Gewissen fehlt, da ist auch das Sittliche nicht. Eine Welt, in der nicht alles „*drunter und drüber*“ gehen, sondern die sittliche Ordnung Gestalt annehmen soll, braucht Frauen und Männer, die nicht wie diejenigen in MICHAEL SALTYKOWS satirischem Märchen „Gewissen – nein danke!“, sondern die gut und gern „Gewissen – ja bitte!“ sagen.

Ob das Gewissen nun in der Welt des ausklingenden 19. Jahrhunderts besser oder schlechter aufgehoben war als in der des ausgehenden 20. Jahrhunderts, darüber sich Gedanken zu machen, kann Gewinn sein. Fest steht in jedem Fall: In der letzten Dekade dieses Jahrhunderts und auch schon in der davor – das meldet die Chronik der laufenden Ereignisse – ist das Wort „Gewissen“ in aller Munde und gehört zum festen Bestand der gesprochenen und geschriebenen Sprache.

Das Wort „Gewissen“ sei dabei, ein Schlagwort mit Schlagseite zu werden, sagen die einen; den schleichend inflationären Gebrauch des Wortes „Gewissen“ beklagen die anderen, und beide Seiten denken da – recht besehen – schon in dieselbe Richtung. Es stimmt ja: „Gewissen“ – das „Wort“ sagt sich schnell; nicht ganz so schnell läßt sich allerdings die „Sache“ ausmachen, die die Sprache „Gewissen“ nennt.

## „GEWISSEN – DAS IST ...“ – EINE METAPHER-MEDITATION

In jedem Fall kann diese oder jene sprachliche Metapher dabei behilflich sein, dem „Gewissen“ sachlich auf den Grund zu gehen. Denn sprachliche Metaphern sind immer sprechende Metaphern, die sagen, was „Sache“ ist. Deshalb läßt sich dank ihrer Hilfe schon ein ganzes Stück weit sagen, was es der Sache nach mit dem Gewissen auf sich hat. Gefragt „Gewissen – was ist das?“, greifen Menschen gern zu solchen Metaphern, die die Sprache anbietet.

- Da sind Menschen, die sagen:  
Gewissen – das ist für mich wie ein Kompaß, der mir die Richtung auf meinem Gang durchs Leben zeigt.
- Da sind Menschen, die sagen:  
Gewissen – das ist für mich wie eine Kontrolllampe, die bei Gefahr aufleuchtet.
- Da sind Menschen, die sagen:  
Gewissen – das ist für mich wie eine Funkantenne, die auf den richtigen Sender ausgerichtet sein muß, denn nur das garantiert auch einen guten Empfang.
- Da sind schließlich Menschen, die sagen:  
Gewissen – das ist für mich wie eine Uhr, die immer wieder einmal richtig gestellt werden muß, damit sie die richtige Zeit anzeigt.

Es lohnt sich, selbst einmal die Probe aufs Exempel zu machen, sich den Satz „Gewissen, das ist ...“ auf einen Zettel zu schreiben und sich dann passende Metaphern auszudenken, die den begonnenen Satz zu Ende führen. Keine schlechte Übung ist das, denn jede Metapher, die sich finden läßt, schließt eine neue Facette des komplexen Phänomens „Gewissen“ auf.

## DIE STIMME DES GEWISSENS

„Wirklich ist, was wirkt“ hat jemand einmal angemerkt, und damit hat dieser Jemand fraglos recht. In bezug auf das Phänomen des Gewissens stimmt dies allemal. Wirklich ist das Gewissen, weil es wirkt. Davon kann sich jeder leicht überzeugen. Kaum etwas ist so gewiß wie die Wirklichkeit des Gewissens. Deshalb spricht alles dafür, sich in Sachen „Gewissen“ Gewißheit zu verschaffen, die Sache „Gewissen“ nicht im Ungewissen zu lassen.

Wirkend ist das Gewissen wirklich. Seine Wirkweise ist: den Menschen zum Guten anzuhalten und vom Bösen abzuhalten. Das Zweite Vatikanische Konzil führt diesen Gesichtspunkt – beispielhaft gültig – in „Gaudium et spes“ aus: *„Im Innern seines Gewissens entdeckt der Mensch ein Gesetz, das er sich nicht selbst gibt, sondern dem er gehorchen muß und dessen Stimme ihn immer zur Liebe und zum Tun des Guten und zur Unterlassung des Bösen anruft, und, wo nötig, in den Ohren des Herzens tönt: Tu dies, meide jenes“* (Nr. 16).

Das Grundprinzip aller Sittlichkeit – das als gut Erkannte zu tun und das als

böse Erkannte zu lassen – ist angelegt in jedem Gewissen. Im Gewissen weiß sich der Mensch in einer Weise angesprochen, die ihn unbedingt angeht. In dem, was im Gewissen den Menschen unbedingt angeht, begegnet nach christlicher Lehre der, der unbedingt angeht: Gott. Im Spruch des Gewissens, der sagt: das als gut Erkannte sei zu tun und das als böse Erkannte sei zu lassen, spricht Gott im Menschen zum Menschen.

Sehr schön deutet sich in diesem Gedanken die dialogische Struktur des Gewissens an. Indem es zum Tun des Guten und zum Meiden des Bösen mahnt, gebietet das Gewissen im Namen Gottes. Denn Gott selbst meldet im Gewissen seinen Willen an. Gewissenserfahrung ist somit immer auch Gotteserfahrung, sei diese im Einzelfall nun reflex-bewußt oder auch nur – mit KARL RAHNER (1904-1984) gesprochen – anonym gemacht.

In jedem Fall liegen die Dinge so: Wir können gegen die Stimme unseres Gewissens handeln, doch zum Schweigen bringen können wir die Stimme des Gewissens nicht. Ob es uns paßt oder nicht: das Gewissen macht seinen Anspruch geltend. Es ist eine Instanz, die insistiert. Ja, mehr noch: „Es ist die Insistenz selbst“.<sup>11</sup> Diesem oder jenem mag es für eine bestimmte Zeit gelingen, der Stimme seines Gewissens kein oder kaum Gehör zu schenken. Keinem ist es allerdings bislang gelungen, der Stimme seines Gewissens – bildlich gesprochen – die Stimmbänder durchzuschneiden.

## SITTLICHE IDENTITÄT UND GEWISSEN

### Das Zeugnis des Thomas Morus

Daß das nicht geht, ist auch gut so. Denn das darf nicht sein. Grund dafür ist: das Gewissen ist der Wächter unserer sittlichen Identität. Dieses Wächteramt auszuüben, ist seine Hauptfunktion. Und diese Funktion darf nicht fehlen, soll personale sittliche Identität grundsätzlich gewährleistet sein und bleiben. Sittliche Identität steht und fällt mit der Existenz des Gewissens, an dessen gültigen Spruch sie sich gebunden weiß.

Die Rede, daß das Gewissen über unsere sittliche Identität wacht, ist jedenfalls keine leere Rede. Nicht nach dem Gewissen zu handeln heißt immer, seine sittliche Identität ernsthaft zu gefährden oder gar leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Treue zum eigenen Gewissen ist deshalb Treue zur eigenen sittlichen Identität. Leider stimmt logisch folgerichtig dann auch dieser Satz: Verrat am eigenen Gewissen ist Verrat an der eigenen sittlichen Identität.

Es ist Zeit und Gelegenheit, in diesem Zusammenhang die Erinnerung an die wachzurufen, die mit ihrem Gewissen und damit mit ihrer sittlichen Identität nicht gespielt, sondern Ernst gemacht haben. „Zeugen des Gewissens“ werden sie genannt. Denn das sind sie in der Tat, präzise gesagt: „Blutzeugen“. Diese Männer und Frauen haben Zeugnis abgelegt dafür, daß der, der aus dem Gewissen lebt, auch für das Gewissen sterben kann. Diese Männer und Frauen sind ihrem Gewissen treu geblieben bis in den Tod, und wenn etwas die Krone des ewigen Lebens verdient, dann das. Einige aus der stattlichen Zahl der Märtyrer der Gewissenstreue hat die katholische Kirche bereits heiliggesprochen. Einer der bekanntesten ist sicher der englische Lordkanzler THOMAS MORUS (1478-1535), dessen Todesstunde gewiß eine „Sternstunde“ des Gewissens war.

Die Echtheit der Gewissensentscheidung des bedeutenden englischen Humanisten, jenen besagten Suprematseid nicht zu leisten, steht außer Frage. Ja, diese ist so echt, daß sie echter gar nicht sein kann. Es gibt nämlich „nur ein einziges Indiz für die Echtheit der Gewissensentscheidung, das ist die Bereitschaft des Betreffenden, eine unangenehme Alternative in Kauf zu nehmen“. <sup>12</sup> Dieser begabte und gebildete Kopf seiner Zeit nahm aber nicht nur eine unangenehme Alternative in Kauf, sondern die unangenehmste Alternative, die sich denken läßt. Ihm mußte klar sein, daß der aus Gewissensgründen nicht geleistete Eid auf die Suprematie des Königs über die Kirche Englands ihm buchstäblich den Kopf kosten würde. Doch selbst das schreckte ihn nicht. Er blieb bei seinem Gewissen, und sein Gewissen blieb bei ihm. Stimmigkeit gewann dieses Leben, weil darin die Stimme des Gewissens Gehör fand und jemand dieser Stimme Glauben schenkte und Respekt zollte.

Christen haben in jedem Fall allen Grund, sich am Beispiel der großen Heiligen des Gewissens zu orientieren, und sie tun gut daran, bei ihnen gewissermaßen in die Schule zu gehen, denn im Fach „Gewissenslehre“ sind die Heiligen die besten Lehrer und Lehrerinnen, die sich denken lassen. Das Exemplarisch-Gültige ihres Lebens ist der Lernstoff, der innerlich anzueignen und äußerlich an Ort und Stelle im Leben anzuwenden ist. So das Mal um Mal gelingt, bringt das durch das Beispiel der Heiligen geschulte Gewissen das sittliche Leben der Christen auf den Pfad des Gelingens.

## GEWISSENSBINDUNG UND GEWISSENSBILDUNG

Es stimmt: Was uns die Stimme des Gewissens sagt, danach haben wir uns zu richten. Denn das Gewissen ist und bleibt – das ist gute christlich-katho-

lische Lehre – der archimedische Punkt, an dem jede sittliche Praxis, die stimmig sein will, sich auszurichten hat. Das meint die Rede, die da sagt: Wir sind an unser Gewissen gebunden. Doch – auch daran kann kein Zweifel sein – Gewissensbindung muß gekoppelt sein an Gewissensbildung. Schließlich haben wir nicht nur eine Verantwortung vor unserem Gewissen, sondern wir haben auch eine Verantwortung für unser Gewissen.

Das Recht, sich auf sein Gewissen zu berufen, ist die Pflicht, dieses auch zu bilden. Gewissensbildung muß sein, soll Gewissensbindung Sinn machen. Gleich-gültig kann und darf jedenfalls niemandem der Zustand seines Gewissens sein. Schlimm genug, daß jemand zugeben muß, der Zustand, in dem sich sein Gewissen aktuell befinde, sei bedenklich schlecht. Das Gewissen sollte sich jederzeit in einem guten Zustand befinden. Damit dem so ist, muß Gewissensbildung sein und greifen.

Gewissensbildung ist buchstäblich eine Lebensaufgabe. Sie beginnt bereits im frühen Kindesalter. Eltern haben da ihre genuine Verantwortung, die sie gewissenhaft wahrnehmen sollten. Denn gerade die Eltern sind diejenigen, die den Grundstock dafür legen, daß die Gewissensbildung ihres Kindes auf die Spur des Gelingens statt auf die Bahn des Scheiterns kommt.

Gewissensbildung setzt sich fort im Jugendalter. Jetzt kommt alles darauf an, die Jugendlichen nach Kräften zu befähigen, sich selbst allmählich als „Subjekt“ ihrer Gewissensbildung zu begreifen und zu gewinnen. Fremdverantwortete Gewissensbildung muß in dieser Lebensphase mehr und mehr eigenverantworteter Gewissensbildung weichen. Sooft das gelingt, so oft werden Jugendliche zu Erwachsenen.

Betonte Eigenverantwortlichkeit zeichnet dann die Gewissensbildung im Erwachsenenalter aus. Diese keineswegs kleine Verantwortlichkeit gilt dann auf Dauer. Gewissensbildung ist Thema jeder Lebensphase, bleibt bleibend aufgegeben. Sie erlischt erst mit dem Leben selbst. Für die Dauer des ganzen Lebens sollte sie allerdings geglückt sein. Leider ist das bekanntlich in der Regel zu selten der Fall.

## ZUR STRUKTUR DES „MÜNDIGEN“ GEWISSENS

Ziel der Gewissensbildung muß sein, das Gewissen so zu bilden, daß dieses – alles in allem – „mündiges Gewissen“ sei. „Mündig“ ist dabei dasjenige Gewissen, das selbst so weit gereift ist, daß es der „Vormundschaft“ durch andere Personen nicht (mehr) bedarf. Mündigkeit freilich ist eine Größe,

die mal kleiner und mal größer sein kann. Ganz mündig ist kaum ein Gewissen, doch so mündig wie nur irgend möglich sollte jedes Gewissen schon sein.

Gerade Christen haben allen Grund, sich um ein mündiges Gewissen zu bemühen. Denn im Sakrament der Firmung, das der Religionsphilosoph ROMANO GUARDINI (1885-1968) mit Recht das „Sakrament des christlichen Gewissens“<sup>13</sup> nennt, sind sie zur Mündigkeit Aufgerufene und Be-gnadete. Galt doch der Backenstreich im alten Firmritus früheren Zeiten als geläufiges Rechtssymbol „der Entlassung des Herangewachsenen aus der ‚Munt‘, der Vormundschaft“<sup>14</sup> in die Mündigkeit.

Der Philosoph IMMANUEL KANT (1724-1804) hat in seiner Schrift *„Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“*<sup>15</sup> aus dem Jahre 1783 das, was Mündigkeit eigentlich meint, recht glücklich auf den Punkt gebracht. Der Königsberger Philosoph plädierte damals dafür, daß Mündigkeit der Wille zu nennen sei, daß ich selbst Gewissen habe und nicht *„einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat“*<sup>16</sup>. Das mündige Gewissen fängt demnach mit dem Willen zum Gewissen an, und demzufolge ist der richtige Seelsorger dann nicht derjenige, der mir mein Gewissen abnimmt, sondern derjenige, der meinem Willen zum Gewissen zustimmt. Mut zum mündigen Gewissen bedeutet auf alle Fälle Mut zu größerer Freiheit, die größere Verantwortung ist. Gott braucht immer wieder Menschen, die diesen Mut aufbringen, selbst Gewissen zu haben und auch danach zu leben.

Das mündige Gewissen steht jenseits falscher und schlechter Über-Ich-Strukturen im Sinne SIGMUND FREUDS (1856-1939); auch steht das mündige Gewissen jenseits billiger Beliebigkeit und wilder Willkür. Das mündige Gewissen zeichnet sich durch Lern-, Kritik- und Korrekturfähigkeit aus. Es weiß, daß, solange arrogante Besserwisserie, pseudointellektuelle Überheblichkeit, fundamentalistische Starrköpfigkeit und ideologische Engstirnigkeit nicht gänzlich aus der Welt geschafft sind, seine Existenz immer eine gefährdete ist.

#### DIE GRETCHEN-FRAGE: GEWISSEN – „IN“ ODER „OUT“?

Das Gewissen ist und bleibt ein komplexes Phänomen. In ihm bündelt sich die Fülle sittlicher Erfahrung und die ist rätselhaft genug. *„Der eine wird vom Gewissen geplagt; der andere pfeift darauf. Einige sind für ihr Gewissen gestorben; andere haben seinen Spruch sorglos in den Wind geschlagen.“*<sup>17</sup> Das ist schon

paradox und macht auch perplex. Ist das Gewissen nun „in“ oder „out“? – Das ist die Gretchen-Frage, die sich zwangsläufig stellt.

Den Liedermacher HERMAN VAN VEEN muß diese Frage jedenfalls irgendwann einmal immens beschäftigt haben, denn unter dem Titel „In und Out“<sup>18</sup> hat er 1982 ein Lied auf Compact Disc gesungen, das die Stimme des Gewissens selbst zu Wort kommen läßt. Das klingt dann so:

*Hier spricht die Stimme des Gewissens  
man hat mich früher gleich erkannt,  
doch heute habe ich den Eindruck  
man drückt mich langsam an die Wand.*

(...)

*Ich bin die Stimme des Gewissens,  
ich war mal ein Kontrollorgan  
wenn früher irgend etwas faul war  
dann rief man mich gleich auf den Plan.*

(...)

*Ich bin die Stimme des Gewissens,  
ich war gefürchtet und geliebt,  
ich frag mich, ob die Menschen wissen,  
daß es mich überhaupt noch gibt.*

*Ich bin die Stimme des Gewissens  
und der Verstand hat mir gesagt  
ich sollte mit der Zeit verstummen  
Gewissen sei nicht mehr gefragt.*

*Ich bin die Stimme des Gewissens,  
zum Teufel, hört mir keiner zu,  
man scheint mich gar nicht zu vermissen  
na schön, dann setz ich mich zur Ruh!*

(...)

Daß das nicht passiert, daß das Gewissen, das „kein Orakel, sondern ein Organ“<sup>19</sup> ist, sich zur Ruhe setzt, darauf kommt alles an. Das Gewissen darf nicht in den „Ruhestand“ gehen, sondern muß im „Unruhestand“ bleiben. Die sittliche Welt braucht das Gewissen. Denn die Welt, in der das Gewissen fehlt, ist gewiß die schlechteste aller Welten.

Die Welt braucht nicht die Ruhe schlafender Gewissen, sondern die Unruhe wacher Gewissen, die Geschmack und Freude daran haben, daß das Gute in die Welt kommt. Selig sind nicht die, die deshalb ein reines Gewissen haben, weil sie ihr Gewissen nie benutzen, sondern selig sind die, die ein reines Gewissen haben, weil sie mit ihrem Gewissen im reinen sind, das will sagen: sich ständig an dessen Spruch kehren.

## GEBET UND GEWISSEN

Sittliches Leben gewinnt seine Gestalt auf dem Weg. Sittliches Leben hat den Charakter des Weges. Wegzeichen gelingenden sittlichen Lebens ist das Gewissen, das Orientierung schenkt in der sittlichen Welt. Gewissen ist kein Luxus, den man sich leisten oder nicht leisten kann, sondern Quelle des sittlichen Lebens selbst.

Dafür, daß diese Quelle klar sprudelt, auch zu beten, ist gewiß die schlechteste Gewohnheit nicht. Kein Geringerer als JOHN HENRY KARDINAL NEWMAN (1801-1890), der große Gottesgelehrte des 19. Jahrhunderts, hat das jedenfalls getan. Er hat diesen Text, in dem Sprache Gebet ist, geschrieben. Entstanden ist dabei ein Gebet, das ganz Bitte um Klarheit des Gewissens ist. Es lautet:

*„Komm, o mein teurer Herr, und lehre auch mich! (...) Aber ich brauche Dich und Deine Belehrung Tag für Tag, je nach den täglichen Gelegenheiten und Bedürfnissen. (...) Um dahin zu gelangen, gib mir, o mein Herr und Heiland, jene Gewissensreinheit, die allein Deine Eingebungen verstehen und in die Tat umsetzen kann! Meine Ohren sind taub, ich höre Deine Stimme nicht. Meine Augen sind blind, ich kann Deine Zeichen nicht deuten. Du allein kannst mein Gehör schärfen und meinen Augen Licht geben, mein Herz reinigen und erneuern. Lehre mich, gleich Maria zu Deinen Füßen zu sitzen und Dein Wort zu hören!“<sup>20</sup>*

Nichts spricht dagegen, alles aber dafür, dieses in der Tat kostbare Gebet in seinen persönlichen Gebetsschatz aufzunehmen. Denn keiner kann sagen: „Die Gnade der Klarheit des Gewissens – die brauche ich nicht.“

## *Anmerkungen*

- 1 KÄSTNER, ERICH: Die vier archimedischen Punkte. In: Das Erich Kästner Lesebuch. Herausgegeben von Christian Stich, Zürich 1978, 265-268, 266.
- 2 A. a. O. 5.
- 3 SALTJKOW, MICHAEL: Das verlorene Gewissen. In: DERS.: Geschichten und Märchen. Übersetzt, eingeleitet und herausgegeben von Arthur Luther, Leipzig 1924, 427-440.
- 4 A. a. O. 427.
- 5 Ebd.
- 6 A. a. O. 428.
- 7 A. a. O. 431.
- 8 A. a. O. 439.
- 9 A. a. O. 440.
- 10 Ebd.
- 11 KUHN, HELMUT: Die ontologische Bedeutung des Gewissens. In: Hochland 62 (1970) 400-416, 403.
- 12 SPAEMANN, ROBERT: Moralische Grundbegriffe (Beck'sche Schwarze Reihe; Bd. 256), München 1982, 84.
- 13 GUARDINI, ROMANO: Das Gute / das Gewissen und die Sammlung, Mainz <sup>5</sup>1962, 69.
- 14 Ebd.
- 15 KANT, IMMANUEL: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (1784). In: DERS.: Was ist Aufklärung? Aufsätze zur Geschichte und Philosophie. Herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Zehbe, Göttingen <sup>3</sup>1985, 55-61, 55.
- 16 A. a. O.
- 17 WEISCHEDEL, WILHELM: Skeptische Ethik (suhrkamp taschenbuch 635), Frankfurt am Main 1980, 157.
- 18 VEEN, HERMANN VAN: In und Out. In: DERS.: Solange der Vorrat reicht, Deutsche Grammophon Gesellschaft mbH, Hamburg 1982, CD STEREO 811525-2.
- 19 SPAEMANN, ROBERT: A. a. O. 85.
- 20 NEWMAN, JOHN HENRY KARDINAL: Betrachtungen und Gebete. Aus dem Englischen übertragen von Maria Knoepfler, München <sup>3</sup>1952, 173-174.

## Serbischer Messianismus

### Leben und Denken des Bischofs Velimirović

Die Ereignisse im früheren Jugoslawien haben die Blicke auf die Völker des Balkans und ihre Geschichte gelenkt. Allzulange hatte man sich im Westen daran gewöhnt, „Jugoslawien“ als eine Einheit zu sehen, ohne sich der ethnisch und geschichtlich bedingten Verschiedenheit der dort zusammenlebenden Völker bewußt zu werden. Aufgeschreckt durch die blutigen Ereignisse und die Explosion von Haß und Gewalt, versuchen viele, sich mit den geistigen und geschichtlichen Hintergründen zu befassen. Dabei kann ein Blick auf die Vorstellungswelt des „serbischen Messianismus“ hilfreich sein, den R. Chr. Grill in seiner Dissertation untersucht hat. Unter dem Titel „Eine heilige Kirche in einem heiligen Europa“ hat er Leben und Denken des serbisch-orthodoxen Bischofs Nikolaj Velimirović dargestellt. Die Arbeit wurde 1992 am Päpstlichen Orientalischen Institut in Rom eingereicht.

#### DER GEISTIGE WERDEGANG DES BISCHOFS VELIMIROVIĆ

Bischof Velimirović kann als ein herausragender Vertreter des „serbischen Messianismus“ in unserem Jahrhundert gelten. Er wurde 1880 in Lelić bei Valjevo geboren und ist in einer sehr frommen orthodoxen Familie aufgewachsen. Die Grundschule besuchte er im Kloster Ćelije. Als Hirtenknabe lernte er zu einem großen Teil die alten Volksgesänge seiner Heimat auswendig. In der Schule war er der beste Schüler, so daß sein Lehrer ihn für das Gymnasium in Valjevo empfahl. Nach dem Abschluß trat er in das Theologische Seminar in Belgrad ein. Er war oft krank, hat aber in dieser Zeit sehr viel gelesen, vor allem die Werke von Njegoš, Shakespeare, Goethe, Voltaire, Hugo, Nietzsche, Marx, Puschkin, Dostojewskij, Tolstoj und anderer. In Belgrad wurde er mit Erzpriester Aleksa Ilić bekannt, der wiederum ein großer Freund von König Peter I. war. Dieser schickte ihn denn auch nach Abschluß der Studien zu einem Auslandsstudium, denn er wünschte sich gebildete Bischöfe für das neue Jugoslawien. Sein Metropolit Dimitrije hätte ihn lieber gleich im Land auf eine höhere kirchliche Laufbahn vorbereitet. Velimirović studierte zuerst in der Schweiz, wo er in Bern den philosophischen und theologischen Doktorgrad erwarb. 1909 ging er nach Oxford und bereitete ein weiteres Doktorat vor, das er dann in Genf verteidigte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er im Dezember 1909 zum Priester geweiht. Im folgenden Jahr sandte ihn sein Metropolit noch einmal für ein Jahr zum Weiterstudium nach St. Petersburg auf die orthodoxe Akademie. Er pilgerte in dieser Zeit zu den Heiligtümern Rußlands und suchte die

russische Volksseele kennenzulernen. So ist verständlich, daß er später immer mit Ehrfurcht und Begeisterung vom „Heiligen Rußland“ sprach und diese Bezeichnung auch für seine Heimat wünschte: „Heiliges Serbien“. 1911 wurde er zurückgerufen und zunächst als Dozent am Theologischen Seminar in Belgrad eingesetzt. Damals begann seine Tätigkeit als Prediger und Schriftsteller, durch die er weithin in Serbien bekannt wurde. Durch die Teilnahme an der Konferenz des Studenten-Weltbundes 1911 in Konstantinopel kam er in Kontakt mit den führenden Männern der beginnenden ökumenischen Bewegung, so mit den späteren Bischöfen Söderblom, Germanos u. a. 1912 wirkte er in Sarajewo und begeisterte dort die Jugend für Serbien. Eine Fahrt nach Zagreb zur Teilnahme an der Feier zu Ehren Njgošs wurde ihm von den Österreichern untersagt. An den Balkankriegen und am Beginn des Ersten Weltkriegs nahm er als Freiwilliger teil und half den Kranken und Verwundeten. Im April 1915 wurde er in diplomatischer Mission nach England und Amerika gesandt, wo er bis 1919 blieb. Er begann, in vielen Kirchen „feurige Predigten über das Golgotha Serbiens und die Vereinigung der Südslawen“ zu halten (B. Marjanović). In der Kathedrale von Westminster sprach er vor König George, der damals versprach, England werde sein Schwert nicht eher in die Scheide stecken, bis Serbien befreit sei. Von England ging er nach Amerika und hielt auch dort viele Predigten und Vorträge, schrieb Zeitschriftenartikel zugunsten seines bekämpften und unterdrückten serbischen Volkes. Im August 1915 nahm er an einem großen Kongreß in Chicago teil, bei dem Orthodoxe und Katholiken, Unierte und Protestanten den Wunsch nach Befreiung Serbiens und nach Einigung der Südslawen zum Ausdruck brachten. In dieser Zeit verkündete er vor allem die Idee der Einheit aller christlichen Kirchen. Von daher rührt auch seine besondere Freundschaft mit den Anglikanern und der episkopalischen Kirche. 1919 wurde er zum Bischof der Diözese Žiça erwählt, 1920 erfolgte seine Versetzung als Bischof von Ohrid. Noch mehrmals erhielt er den Auftrag, nach England und Amerika zu reisen, wallfahrte ins Heilige Land und besuchte den Heiligen Berg Athos. Die Zeit in Ohrid hat sein Leben gewandelt: vom geistreichen, imponierenden Redner wurde er zum echt orthodoxen und frommen geistlichen Schriftsteller und Prediger. Zeugnis dafür ist sein großes Werk „Der Prolog von Ohrid“, das Leben der Heiligen im Kirchenjahr mit Meditationen und Gebeten. Aus dem Genie Nikolaj wurde der heilige Bischof Nikolaj. Das zog die Menschen an. Er errichtete das große Kloster des „Heiligen Erzengels“ und erneuerte mehrere andere Klöster. In dem restaurierten Kloster Kalista gründete er ein Frauenkloster. In Ohrid widmete er sich auch der geistlichen Betreuung und Führung der Bogomoljcen-Bewegung, einer Laienbewegung. Als die Regierung Stojadinović 1937 ein Konkordat mit dem Vatikan über die Rechte der Katholiken in Jugoslawien schließen wollte, beunruhig-

te das die serbisch-orthodoxe Kirche und besonders Bischof Nikolaj. Er sah darin eine Ausbreitung der Katholiken auf Kosten der orthodoxen Kirche – obwohl er andererseits mit vielen katholischen Kroaten und ihren Führern befreundet war – und verhinderte den Abschluß des Konkordates.

1941 wurde er in seiner Diözese vom Krieg überrascht. Den Rat, seine Heimat zu verlassen, lehnte er ab: „Ich bleibe im Land, um das Schicksal des Volkes zu teilen.“ Er wurde verhaftet und in einem Kloster unter Hausarrest gestellt, später zusammen mit dem Patriarchen Gavriilo. Die Zeit dort nutzte er zum Redigieren einer neuen serbischen Übersetzung des Neuen Testaments. Im Dezember 1943 wollte die Gestapo beide überreden, nach Belgrad zu gehen, um dort eine Erklärung gegen den Kommunismus und die Partisanen abzugeben. Beide weigerten sich. Als 1944 Valjevo befreit wurde, zogen sich die Deutschen zurück, die beiden Bischöfe aber wurden über Budapest in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Ende Januar 1945 wurden sie wieder entlassen und gingen, noch unter deutscher Bewachung, für etwa drei Wochen nach Wien, wo Bischof Velimirović in der serbisch-orthodoxen Kirche drei Gebete niederschrieb mit der Bitte an Gott, daß nach den schrecklichen Leiden nicht Rachedenken, sondern die Liebe die Herzen der Menschen erfülle. Danach besuchten die beiden von Februar bis April 1945 Lager der Tschetniks in Istrien, Slowenien, Italien und Österreich. Überall in den Lagern sprach der Bischof gegen die Kommunisten. Am 8. Mai 1945 wurden sie von den Amerikanern befreit. Als offener Gegner des Kommunismus ging Bischof Velimirović nicht in seine Heimat zurück. Von den jugoslawischen Kommunisten wurde er zum Verräter, Kriegsverbrecher, Kollaborateur und Volksfeind erklärt. Da er hörte, wie die Kommunisten mit ihren Gegnern umzugehen pflegten, zog er es vor, in der freien Welt zu bleiben. Er zog über England nach Amerika weiter. Obwohl er wegen der Folgen der Lagerhaft oft krank war, reiste er durch Amerika und Kanada, um die Serben seelsorgerlich zu betreuen, aber auch, um Geld für die Notleidenden in der Heimat zu sammeln. Im Jahre 1953 weilte er acht Wochen in England, weihte die Kirche des heiligen Sava in London und feierte vierzehn Liturgien. In den Predigten wandte er sich häufig gegen den Atheismus und mahnte die serbische Kirche, sich nicht „unter das Dach einer Partei“ zu stellen. Während seiner Zeit in den USA entstand noch eine beträchtliche Zahl von Schriften.

Am Sonntag, dem 18. März 1956, wurde er im russischen Kloster des heiligen Tichon in South Cannan, Pennsylvania, in die Ewigkeit heimgerufen. Im März 1991 erfolgte, seinem letzten Wunsch gemäß, die Übertragung seiner Gebeine nach Lelić in eine Kirche, die Bischof Nikolaj dort vor dem Zweiten Weltkrieg hatte erbauen lassen. Ein heutiger serbischer Schriftsteller urteilt über ihn: „Bischof Nikolaj gehört in die Reihe der größten serbischen Denker, Schriftsteller, Redner und Theologen ... Niemand im serbi-

schen Volk hat jemals soviel wie er geschrieben.“ Aber sein Geheimnis war: „Seine Heiligkeit als Bischof war letztlich Weihe an Gott.“ In der serbisch-orthodoxen Kirche wird Bischof Nikolaj im Kirchenlied (Tropar) als Heiliger besungen: „Wie ein Chrysostomus bist Du Verkünder des auferstandenen Christus, Wegführer des serbischen christustragenden Volkes in die Jahrhunderte . . . Heiliger Nikolaj von Serbien und der ganzen Orthodoxie, mit allen Heiligen des himmlischen Serbien bitte den einzig Menschenliebenden, daß er Friede schenke und Eintracht unserm Volk.“

Wenn wir das Werden der Gedankenwelt von Bischof Nikolaj betrachten, wird deutlich, daß er in einem umfangreichen geistigen Strom von Denkern und Schriftstellern steht, die ihn besonders inspirierten. Er nennt ausdrücklich Männer des Geistes – besonders Dostojewskij und Nietzsche – und des geistlichen Lebens – den heiligen Paulus, den heiligen Sava, russische Heilige –, die ihn inspirierten und deren Gedanken er in seine Sicht der Welt einfügte, die er zurechtrückte oder – wie bei Nietzsche – bekämpfte. Offensichtlich hat er besonders aus der Geisteswelt der Slawophilen des 19. Jahrhunderts geschöpft. Unter allen ragt Dostojewskij heraus, der wohl am meisten Einfluß auf ihn ausübte. In dieser Beeinflussung steht Velimirović nicht allein da. Andere serbische Theologen, wie etwa Justin Popović, stützen sich in noch größerem Ausmaß auf Dostojewskij. Das führt dazu, daß sie die geistigen Entwicklungen Europas in den letzten Jahrhunderten ganz negativ beurteilen, da sich Europa nach ihrer Meinung vom Gottmenschen abgewandt und den Menschen vergötzt habe. Im Ökumenismus des Westens wittern sie nur Gefahr für die Orthodoxie. Bei Bischof Nikolaj kennt das Kirchen- und Ökumeneverständnis Entwicklungen und Schwankungen. Die ökumenische Weite zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in England (besonders seine großen Predigten 1919 und 1920) steht in Spannung, zum Teil auch im Gegensatz zu der späteren einseitigen Betonung der alleinigen Rechtgläubigkeit der orthodoxen Kirche während seiner Zeit als Bischof. Sein Leitgedanke einer Zukunftsvision aus dem Jahr 1917 ist sicher auch von Bedeutung für seinen Messianismus: „Eine heilige Kirche in einem heiligen Europa.“ Er bittet Gott, daß ein heiliges Serbien werde, das Europa vom Abfall von Christus rette. Sein Messianismus ist durchdrungen von der Sorge um den Glauben in seinem serbischen Volk. Bischof Nikolaj glaubte an eine von Gott geschenkte Sendung seines Volkes, hatte aber auch den Mut, kritisch und anklagend die Sünden und Fehler seines Volkes, auch der Priester bis hinauf zum Patriarchat, zu nennen.

## SERBISCHER MESSIANISMUS IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Um den serbischen Messianismus zu verstehen, muß man unbedingt das Leben und Wirken des heiligen Mönchs und Bischofs Sava (\* um 1174, † 1235) betrachten. Die Zeit des hl. Sava war eine kirchlich und kulturell sehr fruchtbare Zeit für die Serben. Diese mittelalterliche Blütezeit wurde durch den Vormarsch der Türken mit dem wichtigen Datum 1389, dem Sieg der Türken auf dem Kosovo Polje, dem Amselfeld, beendet. Es folgten 500 Jahre oft sehr grausamer Unterdrückung der Serben und anderer Völker durch die moslemischen Türken. Anfang des 19. Jahrhunderts, nach Napoleon, begann der Befreiungskampf, bis ein unabhängiges Königreich Serbien entstand und schließlich nach dem Ersten Weltkrieg in einem südslawischen Staat fast alle Serben geeint werden konnten. Der neue Staat Jugoslawien (bis 1929 „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“ genannt) begann sofort mit den Bemühungen, alle Orthodoxen in einem Patriarchat zu vereinen. Es wurde 1920 offiziell proklamiert.

Im geistigen Prozeß der Einigung aller Serben spielten zwei Faktoren eine zentrale Rolle: die Besinnung auf den hl. Sava und die Schlacht auf dem Amselfeld.

### *Heilig-Sava-tum*

Der hl. Sava wird nicht nur als historischer Begründer der serbisch-orthodoxen Kirche betrachtet, nicht nur als Schutzpatron des ganzen Volkes, sondern als einheitsstiftende Gestalt, als Heiliger, der alle Bereiche serbischen Lebens und serbischer Kultur durchdringen soll. Diese vielgestaltige geistige und theologische Strömung, die kirchliche und nationale Ideen zusammenfaßt, wird mit dem Namen „Svetosavlje“ bezeichnet. Der Ausdruck kann nur schwer übersetzt werden. Er bedeutet „Lebensprinzip des hl. Sava“, Heilig-Sava-tum. Das Leben und das Werk des hl. Sava werden dabei aus der Geschichte in die heutige Zeit transponiert, seine Person als Ideal für alle Zeiten herausgestellt und die idealisierte Einheit von Sava und serbischer Kirche und Serbentum beschworen. Während die katholische Kirche in slawischen Ländern die Einheit von Ost und West im Leben und Wirken der heiligen Slawenapostel Cyrillus und Methodius als überzeitliche Idealbilder herausstellte, entstand gewissermaßen als Reaktion auf die Vereinnahmung dieser beiden Slawenapostel bei den katholischen Slawen (besonders bei den Slowenen und in Welehrad) die Betonung des hl. Sava als zentraler Einigungspunkt bei den orthodoxen Serben. In der habsburgischen Monarchie des 18. Jahrhunderts wurde die Verehrung serbischer Heiliger

und Helden eingeschränkt und nur das Fest des hl. Sava als besonderer Feiertag für Kirchen und Schulen zugelassen. So ist verständlich, daß sich alle kulturellen, nationalen und religiösen Strömungen des Serbentums mit seiner Person verbanden.

Ist „Svetosavlje“ ein Mythos? Insofern es sich auf eine geschichtliche Person bezieht und Leben und Geistigkeit des hl. Sava als Maßstab für religiöse Lebensgestaltung genommen wird, kann man nicht von Mythos sprechen. Insofern es aber auch Ausgangspunkt für nationale, kulturelle und politische Ideen anderer Art ist, muß man vom Sava-Mythos sprechen. In ihm verbindet sich sowohl das byzantinische Erbe des mystisch ausgerichteten orthodoxen Christentums als auch das slawophile Gefühl der besonderen Sendung der serbischen Nation. Dazu komme, so sagt Mladen Schwarz, der politische Aspekt eines stets willkommenen Herrschaftsinstruments. In der serbischen Seele sei als ständige Gefahr die Tendenz zur maßlosen Selbstüberschätzung, zu Hegemonismus im Sinne des „Großserbentums“ und das Bedürfnis nach Missionierung und „Befreiung der Brüder“ vorhanden. Es entsteht dadurch ein serbischer Messianismus, der je nach beabsichtigter Zielstellung für politische Zwecke mißbraucht werden kann.

### *Kosovo – Geschichte, Deutung und Mythos*

Für die Geschichte Serbiens und der serbischen orthodoxen Kirche spielt die Schlacht von Kosovo eine große Rolle. Kein Ereignis der Geschichte hat im Bewußtsein des Volkes eine so tiefe Spur hinterlassen wie der Veitstag (15./28. Juni) 1389. An diesem Tag trafen auf dem Kosovo-Feld in Südserbien das osmanische Heer unter Sultan Murad I. und die vereinigten serbisch-bosnischen Streitkräfte unter Führung des nordserbischen Despoten Lazar zusammen. Es wurde ein schweres und blutiges Ringen, das schließlich mit dem Sieg der Osmanen endete. Fürst Lazar mit seinen Rittern, aber auch der Staatsmann und Eroberer Murad fielen. Von Anfang an ging eine bestimmte Deutung der Fakten mit in die Überlieferung ein. Das Sterben des Fürsten Lazar wird als Martyrium betrachtet und als Entscheidung zwischen Himmel und Erde gedeutet. Der bedeutendste Biograph Lazars, Konstantin von Kostenec, schreibt in seinem 1431 verfaßten Werk, daß Serbien „ein neues Israel“ sein sollte. Die Ausdeutung der Schlacht in Heldenliedern und Legenden durchzieht die ganze Geschichte des serbischen Volkes und führte (ähnlich wie beim Heilig-Savatum) zu einem Kosovo-Mythos. So wurde das Jubiläum von 1989 nicht nur zum Gedenken an ein historisches Ereignis, sondern Anlaß zu einer Philosophie der Leidensgeschichte des serbischen Volkes mit Stellungnahmen zu den politischen Spannungen

im Gebiet des heutigen Kosovo (im Mittelalter serbisch, jetzt in der großen Mehrheit von Albanern bewohnt).

Der serbische Messianismus ist getragen von Heilig-Sava-tum und Kosovo. Beide Male wird eine christliche Blütezeit des Mittelalters beschworen und als Sendung für die heutige Zeit gedeutet. Die serbische Theologie unseres Jahrhunderts schöpft aus beidem und nährt beides.

## DIE SERBEN IM DENKEN BISCHOF VELIMIROVIĆS

Die Liebe zu seiner Heimat Serbien, das Gebet für Serbien und die Suche nach der Erkenntnis der heilsgeschichtlichen Sendung Serbiens für den Balkan, für Europa und die Welt ist Zentralthema im Denken und Leben Bischof Velimirovićs. Alle seine Geschichtsbetrachtungen gehen entweder von Serbien aus oder führen zu Serbien hin, ob es sich um die Erneuerung des Christentums in Europa handelt oder um das Verständnis der Kirche als Familie Gottes oder um den Aufbau einer nationalen Kirche, ob es um das rechte Verständnis einer religiösen Kultur oder der Tugenden des menschlichen Zusammenlebens geht: er bittet Gott, daß Serbien, auch wenn es gesündigt hat, zum Segen werden möge für die Völker und für die Kirche Europas und der Welt.

In unzähligen Vorträgen kreist Bischof Velimirović um ein tieferes Verständnis der Geschichte, der Seele, der Sendung und gottgewollten künftigen Aufgabe seines Volkes. Er lebt aus einer Fülle von Geschichtskennntnissen, aber müht sich um eine umfassende Deutung der geschichtlichen Ereignisse im Licht des Glaubens an Gottes Wirken in der Geschichte.

Schon 20 Jahre nach dem Tod Christi kam der Apostel Paulus nach Mazedonien: „Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!“ (Apg 16,9) und begann durch seine Predigt, das Licht Christi auf dem Balkan erstrahlen zu lassen. Als überaus bedeutsam stellt der Bischof sodann heraus: „Den serbischen Staat haben Heilige gegründet“ – der hl. Simeon Nemanja und seine beiden Söhne, Stefan der Erstgekrönte und Sava. Er kenne kein anderes derartiges Beispiel in der Geschichte. Der bedeutendste Heilige der serbisch-orthodoxen Kirche ist für Bischof Velimirović der hl. Sava. „Er wandte das Antlitz unseres Volkes nach Osten.“ In der Zeit seines Aufenthaltes in Amerika schrieb der Bischof eine ausführliche Biographie des hl. Sava. Darin hält er fest: Der hl. Sava war und ist der geistliche Vater und Führer seines Volkes; als Mönch des heiligen Berges Athos tauchte er tief in die Tradition, die Aszese und Liturgie der orthodoxen Kirche und in die byzantinische Kultur ein; gegenüber den Kreuzfahrern und dem Versuch der Päpste, sein Volk zur lateinischen Kirche hinzuführen, stand er fest zur Orthodoxie als dem einzigen Weg der Rettung; er war überzeugt, daß sein Volk eine fest

organisierte, nationale und unabhängige Kirche mit einem eigenen Erzbischof und einem serbischen Klerus brauche. Sein Ziel war, aus den Serben eine heilige Nation zu machen.

Die Quellenlage über das Leben des hl. Sava ist indes keineswegs so eindeutig, daß man mit Bischof Velimirović sagen könnte, er habe sich ganz vom Westen abgewandt und dem Osten zugewandt. Wohl war er als Athosmönch mehr der christlich-byzantinischen Welt verbunden, ohne aber deshalb ein Feind der Westkirche zu werden. Die römisch-katholische Minderheit im damaligen Serbien wurde durch die Hinwendung Savas zur orthodoxen Kirche nicht berührt, Sava übte gegenüber den Katholiken eine außergewöhnliche Toleranz.

Was die Schlacht von Kosovo angeht, ist sie für Bischof Velimirović Symbol für den Kampf zwischen Himmel und Erde. König Lazar starb mit seinen Edlen als ein „heiliges und notwendiges Opfer für die Gerechtigkeit“. Dieses Opfer, verglichen mit dem Opfer Christi auf Golgotha, sei „das Programm der Geschichte und des Lebens des serbischen Volkes“ geworden. Serbiens Sendung in der Türkenzeit war, „Bollwerk für ein christliches Europa zu sein“. Mit Blick auf Asien habe sein Volk wie ein Wächter am Eingangstor Europas gestanden und dafür gesorgt, daß der „chinesische gelbe Ameisenhaufen“ nicht auftauche und „Europa ruhig sitzen und sich mit seinem griechisch-römischen Erbe beschäftigen konnte“. Während Europa seine Blütezeiten hatte, habe Serbien Europa bewacht und sich von den Feinden hinmorden lassen.

In der modernen Geschichtsphilosophie, besonders in Deutschland, habe sich eine heidnische Auffassung breitgemacht, die behaupte, daß die kleineren Nationen kein Existenzrecht hätten, daß das Recht des Stärkeren gelte und das Ideal der Übermensch sei. Dagegen sei zu sagen, daß jedes Volk ein Recht auf Leben habe, alle Nationen Gottes Nationen seien, kein Volk ein anderes versklaven dürfe. Wenn also Serbien für seine Freiheit kämpfe, kämpfe es gleichzeitig für alle Nationen. Es gehe um den Sieg der christlichen über die antichristliche oder heidnische Idee. Die heidnische Idee sei der Übermensch, die christliche Idee der Allmensch.

Nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet der Bischof die geistige und politische Entwicklung der Welt mit Sorge und fragt: Haben die christlichen Völker aus der Geschichte gelernt? In ihrer Macht und ihrem Reichtum sind einige von ihnen stolz geworden und von Christus abgefallen. Auf welchem Fundament bauen gegenwärtig die Slawen ihr Haus?

Bischof Velimirović erlebte nicht mehr den Niedergang der Herrschaft der antichristlichen Machthaber in Osteuropa; aber er glaubte, daß über den Slawen erneut der Stern von Bethlehem aufgehen werde und bat Gott inständig, daß er seinem Volk seine Sünden verzeihe und es ein „heiliges Serbien“ werde.

Herbert King

## Was sage ich, wenn ich „Maria“ sage?

### Prozeß der Entstehung des Marienbildes

In der gegenwärtigen mariologischen Diskussion ist eine ganze Reihe neuer Elemente ins Spiel gekommen. So z. B. die Themen: Beziehung zwischen Marienbild und Frauenbild. Zeitbedingtes und Überzeitliches im Marianischen. Das weiblich Mythologische. Das „unbewußt“ Marianische. Das Archetypische und Mythologische in seinem Verhältnis zum Heilsgeschichtlichen. Verhältnis von Marienbild und Marienwirklichkeit. Maria und weibliches Gottesbild.

Das Marienbild wird einerseits von der biblischen Offenbarung und deren Entfaltung in der Tradition her bestimmt. Insofern haben wir es bei Maria mit einer *historischen Person* zu tun, die in einem *heilsgeschichtlichen Zusammenhang ersten Ranges* steht. Wenn wir betonen, daß jede Mariologie biblisch zu sein hat, so ist zunächst diese historisch-heilsgeschichtliche Perspektive gemeint und erst sekundär der „Beweis“ einzelner Dogmen aus der Schrift. Hinzu kommt die Tatsache, daß Maria in und mit Christus in vollendeter Weise am göttlichen Leben teilnimmt und in dieser *neuen Seins- und Wirkweise* unter den Menschen anwesend ist.

Gleichzeitig aber knüpft das über Maria Gesagte an menschlichen Vorstellungen an, die mit der Frau, der Mutter, dem Weiblichen ganz allgemein zu tun haben. Wir haben es immer auch mit einem *Bild* Marias zu tun, mit vielen Bildern.

Es geht also zum einen um die Wirklichkeit Marias als solcher, um das Objektive, um das, was Heilsgeschichte und Theologie beitragen und worauf sich der Glaube bezieht. Die Information gibt uns die Offenbarung. Zum anderen geht es um das Bild Marias, das individuell wie kollektiv Subjektive, um das, was die menschlichen Vorstellungen von der Frau, was die Religionen, der Mythos, das Religiöse ganz allgemein beitragen. Es kommt aus der Schöpfung und aus der menschlich-religiösen Deutung derselben. Beides zusammen bildet *ein großes Ganzes, ein Gefüge vielfältigster Schichten*.

Ist aber das eine nur objektiv, wie es scheint? Kann es dies sein? Und ist das andere nur subjektiv, wie es scheint? Ist das eine nur übernatürlich und das andere nur natürlich? Kann man das so aufteilen?

Die theologisch-heilsgeschichtliche Betrachtung wird dahin tendieren, Maria möglichst zu ent-bildlichen und sie auf ihren (irdischen und himmlischen) heilsgeschichtlichen Stellenwert, ihr „Sein“ zu befragen, den „Kern“ zu treffen, ihre eigentliche Wirklichkeit. Die bildliche Betrachtung dagegen, die schöpfungsmäßig-integrierte Betrachtung „füllt“ manches auf. Es entsteht an dieser Stelle ein zunächst nicht ursprünglich marianisches Element (individuell und/oder kollektiv), ein zeitbedingtes Bild. Und doch gehört es dazu. Was geschieht also, *wenn man „Maria“ sagt*, oder wenn man das Wort „Maria“ hört? Das Wort Maria, wie jedes Wort der Offenbarung, steht nicht in einem neutralen, gleichsam luftleeren Raum. Vieles wird mitgesagt, mitvorausgesetzt, bildet einen weitgehend unthematisierten Verstehenshorizont.

Wenn wir bei Pater Kentenich nachsehen, so bemerken wir, daß er eigentlich zwei Ansätze des Marianischen hat. Zum einen den heilsgeschichtlich-biblisches-dogmatischen, zum anderen den lebensmäßig-psychologisch-schöpfungsmäßigen. Zusammengefaßt ist letzterer in dem Ausdruck: Maria ist „die herausragende personifizierte Zweitursache“, die auf die Erstursache hinweist und diese ungewöhnlich stark verdeutlicht. Dies speziell in psychologischer Hinsicht. Sie steht speziell für die „*Psychologie* der Zweitursache“, für den „Lebensvorgang Maria“.

So gehört sie zum einen zur Schöpfungsordnung, ist deren höchste Vollendung. Jesus Christus ist ja bereits gleichzeitig Gott. Zugleich gehört sie zur heilsgeschichtlichen Christusordnung, hat dort einen von ihrem Platz in der Schöpfungsordnung nicht adäquat ableitbaren Platz. So verbinden sich im Marienbild Pater Kentenichs heilsgeschichtliche und schöpfungsmäßige Sicht zu einem einzigen Marienbild, einem Marienbild gleichsam in zwei Phasen.

Diesen Zusammenhang drückt Pater Kentenich oft auch aus, wenn er Maria die „Waage der Welt“ nennt, die „den inner- und außerweltlichen Ordnungskosmos im Gleichgewicht“ hält. Oder „die Inkarnation von Natur und Übernatur“.<sup>1</sup> Solche Aussagen sind vor allem psychologisch gemeint. Sie haben aber ein theologisches Fundament.

In meinem Beitrag ist die theologische Sicht immer vorausgesetzt. Es geht aber schwerpunktmäßig mehr um den psychologischen Aspekt. Wirksam und bedeutend für die Praxis und Sichtweise des einzelnen werden die zunächst abstrakt klingenden Formulierungen an der Thematik des *Marienbildes*. Wie verbindet sich eine subjektive, mehr aus der Psychologie und der Schöpfung kommende Sicht (Bild) mit dem objektiv vorgegebenen Marien-

bild, das aus der biblischen Heilsgeschichte und Dogmatik kommt? Wie weit ist das objektiv vorgegebene Bild nicht auch schon subjektiv, individuell oder kollektiv subjektiv? Dazu will vorliegender Artikel einige Gesichtspunkte vorlegen. Geleitet werde ich dabei von der Frage: Was geschieht, ist geschehen, wird immer wieder geschehen, wenn ich „Maria“ sage?

Zunächst die Frage: Wie entsteht die eben genannte Verbindung aus dem, was Maria „objektiv“ ist, mit dem, was „subjektiv“ dazukommt? Bzw. richtiger formuliert: Wie entsteht der Zusammenhang von aus der Schöpfung gewonnenen Elementen (Frauenbild, Schöpfungsbild) und dem, was Maria selbst ist? Der Entstehungsweg sagt auch schon etwas über die Struktur der in diesem Beitrag zu untersuchenden Verbindung, über den Vorgang Marienbild.

## 1. DIE BEREITUNG DES MARIENBILDES IN DER ERFAHRUNG DES WEIBLICHEN UND DER FRAU

In einem ersten Abschnitt soll der Erfahrung des Weiblichen und der Frau (Schöpfungsordnung) nachgegangen werden. Dabei werden wir die Beobachtung machen, daß die konkrete Erfahrung einen über diese hinausweisenden Überhang aufweist. Zum Eigenwert der Frau gesellt sich ihr Symbolwert.

### *a. Beobachtungen im Bereich der Mythologie*

Die Mythologie der Völker hat in einem großen Umfang Bilder der Frau und des Weiblichen entworfen und über Jahrtausende festgehalten und gepflegt<sup>2</sup>. Sie geht von der Schöpfung aus und findet über sie zum Göttlichen, zum weiblich Göttlichen. Alles Göttliche ist tief in Schöpfung hineingetaucht. Die Bilder und Vorstellungen der Mythologien sind in einen göttlichen Zusammenhang gestellt. Sie empfangen von dort her ihre Gültigkeit, Wahrheit und Dauer. Die Frau erscheint so an verschiedenen Stellen als vergöttlicht, in vielen Abwandlungen als Göttin. Ebenso werden viele Aspekte der Schöpfung insgesamt weiblich gesehen, vergöttlicht weiblich.

Im einzelnen handelt es sich um eine vergöttlichte Sicht einzelner Aspekte der Frau und des Weiblichen: des Mütterlichen (hier sind besonders die verschiedenen Muttergottheiten und der Kult der Großen Mutter zu nennen<sup>3</sup>), des Jungfräulichen, der Sexualität, des Lebenspendenden...

Man kann auch bei Kunstwerken im Zweifelsfall davon ausgehen, daß sie gleichermaßen religiös und menschlich gemeint sind. Auch nach der sokratischen Aufklärung haben die Griechen letztlich nur eine religiöse Kunst gekannt. „Es scheint, daß der Künstler gleicherweise eine wirkliche Frau wie auch eine göttliche Kraft dargestellt hat. Isis und Nut sind Göttinnen, aber sie werden als attraktive Frauen dargestellt. Im besonderen gilt dies für die griechische Aphrodite und die römische Venus.“<sup>4</sup> So können „alle Dinge und Gestalten ... zu einem Sakrament werden“.<sup>5</sup> Das gilt auch und ganz besonders von der Frau, dem Weiblichen insgesamt und seinen verschiedenen Aspekten.

Die Bilder der Mythologien sind Objektivationen von Bildern, die in der Tiefe der Seele der entsprechenden Völker leben, entstehen, sich gleichsam auskristallisieren. Sie haben deswegen die Dauer und Dynamik dessen, was mit dem Ureigensten und Tiefsten eines Menschen, eines Volkes und einer Kultur verbunden ist.

Die einmal geformten und entstandenen Bilder haben deswegen eine sehr starke Lebenskraft, auch dann, wenn sie „nur“ noch im Unbewußten weiterleben. Der mythische Untergrund ist auch in uns heutigen Menschen nach wie vor lebendig, nur daß er mehr unbewußt geworden ist bzw. sich in Formen ausdrückt, die nicht als mythisch-religiös empfunden werden. Und dennoch haben sie eine religiöse Dynamik.

Neu entstehende Bilder sind deshalb nie völlig neue Bilder. Sie haben etwas aus dem traditionellen Untergrund aufgenommen und wurzeln in ihm, sind Ausfaltungen und Adaptationen desselben.

### *b. Beobachtungen im Bereich der persönlichen Erfahrung*

Ein weiterer Weg für die Gestaltung von entsprechenden Bildern kommt aus der Erfahrung der konkreten Frau und dem Weiblichen. Jeder Mensch begegnet der lebendigen Frau. Der Mann auf eine Weise, die Frau ihresgleichen und sich selbst auf eine andere.

Dabei tritt die Frau als Kind, Jugendliche, junge Erwachsene, Erwachsene, reife, alternde, alte Frau in Erscheinung. Sie ist unverheiratet oder verheiratet, ist Braut, Mutter, Großmutter, Schwester. Sie erscheint als geliebte, bewunderte, gehaßte, verachtete Frau. Als aus der Ferne verklärt wirkende, als Gestorbene und im Andenken weiterlebende Frau. Als Magd, als Herrscherin. Als Ausgebeutete, Geschundene, reiche und ausbeutende Frau. Mit weißer, roter, schwarzer, gelber Hautfarbe ...

Mit dem Weiblichen verbinden sich bestimmte Werte (angeborene, kulturell erworbene oder beides).

In der Begegnung mit der Frau begegnen wir einem konkreten Wesen, das aber gleichzeitig über sich hinausweist. Wie sieht die beste Frau aus? Wie wäre hier das Höchste zu denken und sich vorzustellen, wenn wir dieses nicht als abstrakten Begriff formulieren, sondern als *Höchstvorstellung*, als *Höchstbild* konkreter Art?

Die konkrete Frau weist in der vielfältigsten Weise über sich hinaus. Das liegt an ihr selbst, aber auch am Betrachter. In der menschlichen Seele, vor allem in der des Mannes, ist eine Dynamik am Wirken, die gerne mehr in der Frau sieht als sie konkret sichtbar darstellt. Jung redet vom Archetyp der „anima“, der die Tendenz hat, die Frau zu idealisieren. Er trägt Wünsche in sie hinein, hat eine gewisse Notwendigkeit, sie größer, schöner, edler ... zu sehen als sie in Wirklichkeit ist. Das Höchstbild, das zustande kommt, ist dann ein Phantasiegebilde. Gerade die alten Mythologien haben viel an Phantastischem in die Frau hineinprojiziert.

Die Tendenz zur Idealisierung kann aber auch als ein Sehorgan angesehen werden, das tiefer blickt. Hinter der konkreten Erscheinungsform wird das Eigentliche gesehen. Der Gedanke Gottes, der mehr denkt und sieht als die Menschen, leuchtet auf und wird gerade durch die Tendenz zu idealisieren erfaßt.

Natürlich ist klar, daß sich auch hier der Bruch der Sünde meldet. Die Sünde hat zugrunde liegende Strukturen aber nur verletzt, nicht außer Kraft gesetzt. Sie leuchten nach wie vor durch.

Schließlich weist die Tendenz zur Idealisierung auf das Unendliche selbst, auf das weiblich gesehene Unendliche. Der Mensch übersteigt in seinem Geist und seiner Seele alles Geschaffene.

Wie ist dieses Höchste zu formulieren, das sich im Menschen meldet? Ist es eine reine Idee? Ist es Gott selbst? Näherhin ein Bild von Gott, ein weibliches Bild von Gott, ein – wie jedes Bild von ihm – schöpfungsmäßig vermitteltes, begrenztes Bild von ihm? Hat dieses Bild eine Eigenkonsistenz?

### *c. Kollektiver Prozeß der Gestaltung des Frauenbildes*

Der eben skizzierte individuelle Prozeß der Begegnung mit dem Weiblichen findet auch kollektiv statt in einem Volk, einer Kultur, einer Epoche. So durchdringen sich individuelle Elemente und kollektiv vorgegebene (vorge-

geben in der Prägung der Seele selbst, wie in den vorfindbaren Bildern). Der individuelle Prozeß pflanzt sich immer auch in eine von weit her kommende Seelengeschichte und Objektivationsgeschichte dieser Seelenbilder ein. Sie sind engstens mit der (psychologischen) menschlichen Natur verbunden.

Die einmal gestalteten Bilder wirken weiter, entstehen gleichzeitig auch immer wieder neu aus der Seele der Menschen. Aber als Abwandlungen, Neueroberungen, Weiterentwicklungen, Korrekturen, Reinigungen ... des schon Vorhandenen und Vorgegebenen, nicht als schlechthin neue Bilder. Es besteht ein organischer Zusammenhang mit der Vergangenheit.

Das äußere Bild der Frau, das in der Wirklichkeit angetroffen wird, und das innere Bild, das im Innern des Menschen (der Frau und besonders des Mannes) als Antwort auf jenes angesprochen wird und wieder auf das äußere zurückwirkt, das zudem an eine lange Geschichte der Entfaltung der menschlichen Seele anknüpft, kann sich in der vielfältigsten Weise objektivieren, d. h. es kann sich in einer Kultur ein Stück weit verselbständigen.

Das ist, wie oben vermerkt, in den Religionen und der Mythologie geschehen. Das geschieht aber ganz allgemein in der Kultur: In der Kunst, der Malerei, der Plastik, Symbolik, Poesie, Literatur, im Theater, im Kult ... So erhalten sie als vorgegebene Bilder eine besondere Bedeutung in der Erkenntnis der Frau (der konkreten wie der idealisierten bzw. ideal gesehenen Frau). Sie formen die innere Erkenntnisfähigkeit des Menschen, der unter dem Einfluß dieser „objektiv“ gewordenen Bilder lebt, und geben ihr eine Richtung an. Sie schreiben bestimmte Erkenntnisweisen und bestimmte Aspekte des Frauseins für eine Kultur, ein Volk und eine Zeit fest.

*Was geschieht also, wenn ein so verfaßter Mensch das Wort „Maria“ hört? Oder hört, daß Maria Mutter ist? Jungfrau? Gefährtin? Daß sie liebt? Es ist völlig undenkbar, daß ein einigermaßen klarer Begriff von Maria „als solcher“ gebildet werden kann. Immer weckt und assoziiert ein solcher viele andere Inhalte.*

## 2. MARIANISCHE GESTALTWERDUNGEN DES BILDES DER FRAU

Es ist nicht verwunderlich, daß man gegenüber einer solchen Tatsache seine Befürchtungen hat. So ist das AT in der Frage des Bildlichen, auch und gerade des weiblich Bildlichen, äußerst zurückhaltend. Es darf kein Bild von Gott gemacht werden, schon gar kein weibliches. Das Bilderverbot des AT

wirkt auch im NT und in der Geschichte des frühen Christentums nach, mindestens bis ins vierte Jahrhundert hinein. Insofern sind die Christen der ersten Jahrhunderte eher Puritaner und Calvinisten als Anhänger des Barock. Sie können ja auch wegen ihrer gesellschaftlichen Situation gar keine Kirchen bauen, sind deswegen an dieser Stelle auch gar nicht herausgefordert. Aber auch im privaten Kreis kennen sie mehr das Symbol und das Ornament als das Bild. Als allmählich Bilder sich durchsetzen, kommt es zu großen und sehr schweren Auseinandersetzungen (im sog. „Bilderstreit“).

Die Christen haben relativ schnell die Philosophie der Heiden aufgenommen und sie als Weg zu Christus gesehen. Mit der Mythologie und den bereitliegenden Bildern geschah solches nicht. Dorthin und von dort her gab es keinen Weg. Das ist bestes alttestamentliches Erbe. Um so erstaunlicher ist, daß dennoch relativ vieles schon gleich in den ersten Jahrhunderten von Maria gesagt wird (das NT mit einbezogen).

Und doch geschieht mit der Zeit eine Inkulturation des Christentums, auch in die religiösen (mythologischen) Vorstellungen. Allerdings ohne daß dies bewußt oder gar thematisiert wird. Es geschieht mehr lebensvorgangsmäßig, im Vollzug. So werden Kirchen auf den Ruinen der alten Tempel gebaut. Das reflexive Bewußtsein begründet dieses Vorgehen mit der Überwindung des Heidentums. Das Unterbewußtsein aber spürt und „weiß“, daß hier gleichzeitig etwas weitergeführt wird, etwas, woran das Christentum anknüpfen kann. Oder, um ein weiteres Beispiel zu nennen: das christliche Weihnachten und die heidnische Wintersonnwende gehen eine enge Verbindung ein. Ganz allgemein ist zu beobachten, daß die verwendeten Symbole oft dieselben sind wie im Heidentum. Es gibt eben eine allgemeine religiöse Symbolik und Handlungsweise, die den Religionen gemeinsam ist, weil sie der menschlichen Natur eigen ist.

Im Maße das Christentum seine Identität gefunden und die möglichen Vermischungen mit Heidnischem abgewehrt hat (Gnosis) und keine Gefahr mehr an dieser Stelle besteht, kann es sich nach der Richtung der Bilder mehr öffnen. Dies gilt besonders auch vom Marienbild. Gerade hier wird in den ersten Jahrhunderten immer wieder betont, daß eine zu starke Hervorhebung und Verehrung Marias zu leicht in die Nähe der heidnischen Göttinnen führen würde. Allmählich aber kann sie in ihre Nähe kommen, ohne daß die grundsätzliche Identität des Christlichen gefährdet wäre.

Das heißt nicht, daß das christliche Marienbild nicht durch diese Begegnung eine ganz neue Dynamik erhält. Die große Marienbegeisterung beim Konzil von Ephesus hat wohl auch mit der Tradition dieser Stadt zu tun, in

der die Artemis verehrt wurde. Davon weiß gleich zu Beginn des Christentums die Apostelgeschichte (19,23-40) zu berichten. Es entsteht ein großer Tumult, als die Göttin Artemis in die Streitigkeiten hineingezogen wird. „Es ist einleuchtend, daß die alten Fruchtbarkeitsriten das christliche Osterfest vorbereitet haben oder daß die zärtliche ägyptische Unterweltsgöttin Nut den Weg für die Gestalt Mariens freigemacht hat. Die Menschheit mußte zunächst das Passahlamm der frühsemitischen Stämme kennenlernen und dann das Passahmahl der pharisäischen Juden, bevor sie im Osterfest dem auferstandenen Jesus begegnen konnte. Sie mußte erst die Gestalt der zärtlichen Nut und der lebensspendenden Demeter ausbilden, bevor sie Maria als die ‚jungfräuliche Mutter‘ verehren konnte. (...) Und wenn auch das Gute manchmal mit dem Bösen vermischt war, so war das kein Problem. Das Böse konnte ja eliminiert werden, und das Christliche blieb davon eigentlich unberührt. (...) Die frühen Christen wußten sehr genau, wer Diana war. Für sie waren die Unterschiede zu Maria wichtiger als die Ähnlichkeiten mit ihr.“<sup>6</sup>

Als also die Verbindung zwischen den in der Seele liegenden und stets neu aktualisierten Bildern mit der Nachricht über Maria immer mehr zustandekam, nahm die Marienliebe und Marienerkenntnis einen ungeheuren Aufschwung, zunächst im Orient, dann auch im Westen. „Und nach der christlichen Transformation der weiblichen Gottheiten wurde so *das vielleicht mächtigste Symbol der westlichen Kultur geboren*.“<sup>7</sup> Es entsteht ein neues Symbol, „das die weibliche Dimension Gottes darstellt ... Und dieses Symbol erweist sich als das mächtigste und dauerhafteste Symbol der Weiblichkeit überhaupt.“<sup>8</sup> Es ersetzt die alten heidnischen Symbole, löst diese ab, bewahrt aber gleichzeitig deren Dynamik und psychologische Stimmigkeit.

Heute findet in solchem Zusammenhang die Entstehung des Bildes der Gottesmutter von Guadalupe große Beachtung. Alte indianische Vorstellungen und Erlebnisse betreffs der Großen Mutter haben sich in einer originellen Synthese lebendig mit der biblischen Gottesmutter zur Gottesmutter von Guadalupe verbunden. Sie dürfte das mächtigste Symbol Lateinamerikas sein. Sie steht für die Beachtung des Indianers und seiner Würde. Dies geschieht im Bild, erst sekundär, und leider meist überhaupt nicht, in Worten. Ebenso ist die Gottesmutter von Tschentochau ein äußerst wirksames Symbol, das viele Fäden zusammenbindet und Ebenen zusammensieht.

Die Marienverehrung hat immer eine große und vitale Zeit erlebt, wenn der vorchristliche, vormarianische Untergrund entsprechend in Verbindung treten konnte mit der biblisch-heilsgeschichtlichen Marienlehre. Das „vor“

ist hier sowohl zeitlich-geschichtlich gemeint wie psychologisch-aktuell. So ist es im Mittelalter geschehen in der germanischen Welt, die eine große Verehrung der Frau mitbrachte, wie Pater Kantenich immer wieder hervorhebt. Die Botschaft von Maria fällt auf einen bereiteten Untergrund. Wenige Worte und Hinweise genügen, um viele marianische „Samenkörner“ aufgehen zu lassen. Gleichzeitig wird in der Begegnung mit dem Marianischen dieser Untergrund zu sich befreit. Jetzt erst zeigt sich, was eigentlich gemeint ist mit dem, was er ersehnt, sieht, sich vorstellt, gestaltet. An sich eine vielversprechende Sache, wenn man bedenkt, wie engagiert heute jeder Prediger nach einem solchen Rezept Ausschau hält.

Eine solche Verbindung und Gestaltung geschieht vor allem in der *Kunst*. Gerade sie versucht, die Frau (um sie geht es in diesem Beitrag) in den sie übersteigenden Dimensionen darzustellen, das Unsichtbare an ihr sichtbar zu machen. So vor allem in einem mehr traditionellen Verständnis von Kunst.

Dies ist besonders deutlich geschehen in den vielen Mariendarstellungen der christlichen Kunst. Diese sind nicht ohne das biblische Marienbild zu erklären, aber ebensowenig ohne die Erfahrung der konkreten Frau, der weiblichen Dynamik der Seele und der kulturellen Tradition. Letztere haben immer wieder ihre besten Seiten mit dem biblischen Marienbild verbunden und in dieses hineingelegt.

Besonders schön beschreibt diesen Prozeß ein Text von Gertrud von le Fort: „Kein Bild bezeugt den Zauber der christlich-abendländischen Kulturwelt tiefer und inniger als das jungfräulich-mütterliche Antlitz der Frau, wie es sich im Marienbild darstellt. (...)“

Und nun beginnt ein Bilderfrühling ohnegleichen, ein jahrhundertelanger Frühling, der keinen Herbst kennt. Wie tief hat sich die Welt nach dieser zarten Liebe und Mütterlichkeit gesehnt! Sie kann sich nicht genug tun, ihre neue Entdeckung zu feiern. Jedes Volk, jedes Jahrhundert, jeder Stil huldigt auf seine Weise der geliebten Gestalt. Nicht nur die Sterne bilden um ihr Haupt eine Krone, wie es in dem alten Lied heißt, sondern auch die Rosenhaine der Erde, nicht nur der Mond, auch dieser liegt ihr zu Füßen. Die steilen Gewänder der Gotik und der Frührenaissance wie die prächtig wogenden des Barock dienen gleicherweise, sie zu schmücken. Man kann sie nicht oft genug malen, – überall soll das Marienbild zugegen sein! Man hebt es auf die Altäre der Kirchen, man stellt es über die Türen der Wohnhäuser, es muß die Stadttore beschirmen, in den Spitälern Trost spenden, die Findelhäuser segnen und in den Brunnstuben über die Reinheit der Quellen wachen. Denn wo Maria waltet, wo die bräutlich-mütterliche Lie-

be der Frau anwesend ist, da kann die Welt nicht ganz verirren und zugrunde gehn, immer wird da noch ein andres Wort mitgesprochen werden als das der starren Gerechtigkeit und der selbstherrlichen Kraft. Maria läßt niemand im Stich, sie weiß noch Rat, wo keiner raten kann. Und wenn Krieg, Pest und Hungersnot Tausende hinweggerafft haben, in ihren Armen atmet das liebe Christuskind, das ein ewiges Leben verkündet. Am Herzen der Frau ist noch Hoffnung, wenn alle Hoffnung einer Zeit starb.

Es ist lichter geworden auf Erden, seit man das Marienbild verehrt: Die gütvolle Frau ist auf den Thron der Welt erhoben worden, sie darf ihn nie wieder verlassen! Sänger bitten sie mit ihren Liedern, Ritter weihen ihr die Waffen, Frauen ihre Geschmeide – nein, nicht nur diese! Hat nicht eine jede von ihnen ihren eigensten Liebreiz an das Marianische hingeschenkt? Ist nicht alle Reinheit, Anmut, Güte, die je eine Frau schmückten, in dieses Bild eingegangen, an dieses Bild verschwendet worden? Haben ihm nicht unzählige Mütter ihr eigenes Kind, all ihre Mutterseligkeit und ihre Mutter-schmerzen dargebracht? Und sind nicht Tausende von holden Geheimnissen der Verehrung und Anbetung, die ihnen selbst galten, in dieses Bild hineingemalt, hineingezaubert worden? Ja, *ist nicht dieses Bild wirklich eine Geschichte der Frau*, eine Geschichte, die durch alle christlichen Jahrhunderte läuft und doch immer die gleiche bleibt, in unendlich stiller, lieblicher Wiederholung des gleichen schwesterlichen Geschicks? (...)

Ja, gewiß, *das Marienbild stellt eine Geschichte der Frau dar, wie sie inniger und ergreifender nicht erzählt werden könnte – eine verklärte Geschichte der Frau!* Denn all diese Bilder, sie suchen und ersehnen doch jenes eine Bild, an das nicht nur unzählige schwesterliche Gestalten ihr Antlitz hinschenkten, sondern von dem sie auch selbst die Beseelung ihres Antlitzes empfangen: all diese Frauen, die Mariens Bild mit ihrer Schönheit schmückten, sie schmückten ihrer eigenen Schönheit Urbild: Gott selbst hat dieses Urbild geliebt und ihm ein göttliches Erbarmen in den Schoß gebettet.“<sup>9</sup>

Man könnte alle Mariendarstellungen untersuchen, inwieweit in ihnen „Vormarianisches“, Erfahrung und Deutung des weiblichen Teils der Schöpfung eine Synthese, ein Amalgamat eingegangen sind mit der Gestalt Marias.

### 3. NICHT-PERSONALE WEIBLICHE SYMBOLE

Aber nicht nur die Frau, sondern ganz allgemein auch die nicht-menschliche Schöpfung insgesamt wird miteinbezogen. Diese erscheint in einer Ähnlichkeit zum Menschen, wird in Poesie, Kunst, Symbolik, Mythologie,

Sprache entsprechend weiblich (oder auch männlich) erlebt und gedeutet. Es entsteht ein vielfältiges *Bild* auch der nicht-menschlichen Schöpfung. Dieses hat wieder Wirkung auf das Frauenbild, wie auch das Frauenbild Auswirkung auf das nicht-menschliche Schöpfungsbild hat. Davon ist dann wieder das Marienbild geprägt.

Die Frau ist bei aller vergeistigten und beseelten Sicht auch die leiblich existierende Frau. Die Darstellungen der idealen Frau (religiös und nicht religiös gesehen und mit allen Schattierungen und Übergängen dazwischen) sind immer auch solche des idealen Leibes, vor allem des Gesichts und der Hände. Der ganze Leib wird zum Symbol, das Herz, die Brust, der Mutterleib.

Darüber hinaus gibt es eine Symbolik, die mehr unbewußt und assoziativ sich auf die Frau bezieht. Vieles dabei ist kulturell bedingt. Das ist ja gerade Kultur, entspricht der Eigenart von Völkern oder einer Epoche.

So wird der Mond, der meistens weiblich gesehen wird, eng mit der Frau in Beziehung gebracht. Ebenso die Erde, während der Himmel mehr mit dem Mann assoziiert wird. Blumen sind eher weibliche Symbole. Der Frühling hat weibliche Symbolik. Der Maimonat wird auf der Nordhalbkugel als der Liebe zur Frau zugeordnet empfunden...

Diese Symbolik ist in der Mythologie vielfach entwickelt worden. Ist in der Sprache mit ihren weiblichen und männlichen Artikeln Gestalt geworden. Sie wirkt und entsteht immer neu aus der Begegnung mit der Frau. Es stellen sich einfach gewisse, der Seele evidente Assoziationen mit der nicht-menschlichen Schöpfung ein und werden zu weiblichen Symbolen. Auch hier gibt es die geschichtlich gewordenen Objektivationen, die entsprechend aufgenommen und weitergepflegt werden. Wir können von einer anthropozentrischen Vermittlung sprechen. Kosmisches (Materielles, Pflanzliches, Tierisches) wird menschlich-weiblich „verarbeitet“. Solche Anthropozentrik ist immer weiblich oder männlich, nicht schlechthin menschlich.

Einen Hinweis auf die Richtigkeit solcher Beobachtungen haben wir in der Tatsache, daß die „richtigen“ Symbole integrierend wirken und wichtig sind im Prozeß der Selbstwerdung von Mann und Frau und der Ausgestaltung ihrer Identität. Das Sichtbare wird hier über den Leib hinaus zum Ausdruck des Unsichtbaren (des inneren Bildes). Aber auch das innere Bild wird vom äußeren sichtbaren Bild geprägt.

Der Wert solcher Symbole besteht vor allem darin, daß diese Symbole ungleich mehr enthalten als abgegrenzte Begriffe.

Auch hier haben wir wieder den Zusammenhang mit Maria. Viele nicht-personale weibliche Symbole haben Anwendung auf Maria gefunden. So wurde die Symbolik der Natur zu einer reichen Quelle der Entfaltung ungeahnt vieler Aspekte des Marien Geheimnisses.

---

Dies sollten einige Hinweise sein zum „Vormarianischen“ wie es sich in der Geschichte und der menschlichen Natur zeigt. Die Botschaft von Maria fällt immer auf einen bereiteten Untergrund. Immer ist mehr gesagt, als man sagen will. Ein ganzes Gefüge wird angerührt. Bekanntes – Unbekanntes angesprochen. Wer „Maria“ sagt, hat es nur noch bedingt in der Hand, was mit diesem Wort geschieht, was es auslöst. Das ist eine große Chance, aber natürlich auch ein Risiko. Wir können so von einer Mariologie von unten sprechen, einer bei der Schöpfung ansetzenden Mariologie. Das ist allerdings nur die eine Seite eines Gesamtvorgangs. Auch bei der absteigenden Linie ist die persönliche (individuelle wie kollektive) Reaktion des Menschen mit dabei. Und diese ist von der Erfahrung der Schöpfung schon geprägte Reaktion. Ohne die Schöpfung könnte der Mensch ja gar nichts verstehen. Daß dies gesagt werden muß, ist eigentlich seltsam. Doch ist dies ein Stück weit die Situation unserer Kultur, auch der theologisch-religiösen. Sie hat sich zu sehr von den Wurzeln gelöst, ist zu einem Überbau geworden. Das an der marianischen Thematik Beobachtete gilt ganz allgemein.

### *Anmerkungen*

- 1 Beide Zitate: Pater Joseph Kentenich: Das Lebensgeheimnis Schönstatts II. Vallendar-Schönstatt 1972, 137.
- 2 Dieser Beitrag beschränkt sich, dem Thema entsprechend, auf den weiblichen Aspekt der Schöpfung.
- 3 Neumann, Erich: Die große Mutter. Eine Phänomenologie der weiblichen Gestaltungen des Unbewußten. Olten, Freiburg/Brsg. 1955, Sonderausgabe 1985.
- 4 Greeley, Andrew: Maria: über die weibliche Dimension Gottes. Graz, Wien, Köln 1979, 85.
- 5 a. a. O. 85.
- 6 a. a. O. 93 f.; 106.
- 7 a. a. O. 108.
- 8 a. a. O. 105.
- 9 Le Fort, Gertrud: Die Krone der Frau. Zürich 1952, 48-51. Hervorhebungen H.K.

# SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Viele Mitchristen – innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche – tun sich schwer mit Maria. Folgende Stufen der Marienverehrung wollen die innere Dynamik eines Weges aufzeigen, der ein Gnadengeschenk ist. Eine Beziehung kann man nicht einklagen und einfordern, man kann sie aber wecken, wachsen lassen und fördern. Jede auch anfanghafte Stufe ist in sich wertvoll, Grund zur Freude. Sie darf nicht deshalb abgewertet werden, weil es noch weitere Grade gibt. (Das muß uns Katholiken gesagt werden.) Jede reifere Stufe ist ein Geschenk des Geistes, das als Gnadengabe für das Ganze gelebt und in Ehrfurcht zur Verfügung gestellt wird. So wird Marienverehrung kein Druckmittel, sondern ein im Heiligen Geist eröffneter Weg. (Das muß den evangelischen Christen vermittelt werden.)

## Wachstumsstufen der Marienliebe

### 1. DEINE MUTTER, HERR

Deine Mutter, Herr, gehört zu Deiner Lebensgeschichte.  
Sie steht dafür, daß Du wirklich Mensch, mein Bruder bist.  
Ja, Du bist „der Sohn der Maria“ (Mk 6,3).  
Aber Du bist mehr. Unendlich und unsagbar.  
Nicht aus dem Willen des Fleisches oder des Mannes,  
sondern aus Gott von allem Anfang an.  
Wie dies verbinden, Herr? Unendlichkeit und Zeit?  
Ewiger Sohn Gottes und Kind an der Brust einer Frau?  
Herr, wenn ich an Dein wahres Mensch- und Gottsein glaube,  
was, Herr, was bedeutet das für Deine Mutter?  
Aus Deinem Geheimnis kommen die Worte des Boten:  
Gottes Wohlwollen und Charme liegt auf Dir!  
Heiliger Geist über Dir!  
Und Du selbst, Herr, Kind in ihr.  
Wer bin ich, daß ich die Mutter meines Herrn begriffe!  
Mit Deinen Augen und mit Deiner Liebe  
laß mich auf die Frau schauen, die hinter Dir steht  
in Deinem Schatten und in Deinem Licht,  
im unverstehbaren Kreuzesschatten  
und im zunehmenden Osterlicht.  
Im Heiligen Geist, der von Dir ausgeht, wird sie erkannt.  
Keine Göttin, kein Wunschbild und keine Kultfigur  
soll sich zwischen Dich und mich stellen, Herr.  
Nimm alle falschen und hinderlichen Bilder weg.

Aber was Dich mit Deiner Mutter verbindet,  
das will ich verstehen und mir aneignen mehr und mehr.  
Wenn Du es willst, Herr, zeige mir Deine Mutter.

## 2. SELIG, WEIL DU GEGLAUBT HAST

Vom Wort Gottes lasse ich mir die Erlaubnis geben,  
Dich anzusprechen und mit Namen zu nennen: MARIA.  
Mit diesem Namen spricht Dich der Bote an.  
Elisabeth und all die anderen nennen Dich so.  
Und Jesus selbst. Dreißig Jahre, Tag für Tag.  
Ich würde gerne hören, was im Verborgenen bleibt,  
nachspüren, was Jesus meint mit seinen letzten Worten,  
mit „Frau, siehe da“ und mit „Deine Mutter“.  
Ich spreche noch etwas scheu die Worte nach:  
Gesegnet bist Du, Maria, mehr als alle.  
Selig ist die, die geglaubt und dem Wort Gottes  
in ihrem Schoß und in ihrem Leben Raum gegeben hat.  
Ich bewundere mit der Heiligen Schrift Deinen Glauben,  
der nichts in der Hand hat, nur Gottes Wort im Ohr.  
Nicht die Biologie, sondern Dein Glaube, Maria,  
verbindet Dich mit uns, den Brüdern und Schwestern Jesu,  
die sich mühen, Dein Wort zu hören und zu befolgen.  
Danke, daß Du vorangegangen bist im tastenden Glauben.  
Ich bewundere Deine Treue zu Jesus,  
als Du ihn nicht mehr verstehen konntest.  
Dein Glaube macht Mut, das zu tun, was ER uns sagt.

## 3. MEINE MUTTER

Mit Jesus darf ich Dich Mutter nennen.  
In Ihm bist Du nicht nur die Maria von damals.  
Wer in Jesus ist, stirbt nicht, sondern lebt wirklich.  
Du bist lebendige Person in der Macht seiner Auferstehung.  
Er hat uns alles geschenkt, was ihm gehört,  
nicht zuletzt Dich als Mutter.  
Ich bin froh, daß ich glauben und annehmen kann,  
daß das Wort Jesu am Kreuz mir persönlich gilt:  
Siehe, Deine Mutter.  
Ich habe mit Ihm etwas sehr Persönliches gemeinsam:  
Seine Mutter ist mir Mutter geworden.  
Wenn ich an Dich denke und mich an Dich wende,

bin ich dem ganz nahe, der Dein Leben reich gemacht hat.  
Du stehst als Bild der bergenden Liebe vor mir und sagst mir:  
es gibt immer noch einen Zufluchtsort in jeder Fremde,  
eine Heimat und ein Nest in jeder Not und Verzweiflung.  
Du bist die Option Gottes für die Armen,  
der Zugang für alle, die Seine mütterliche Liebe brauchen.  
Maria, Mutter, ich brauche Dich, so alt ich bin.  
Danke, daß ich mich an Dich wenden darf. Immer.

#### 4. ICH LIEBE DICH UND GEHÖRE DIR

Du bist mehr als nur eine Anlaufstelle in allen Nöten.  
Tag für Tag entdecke ich mehr Deine Liebe zu mir.  
Ich war und bin eingeschlossen in die Liebe,  
mit der Du Jesus empfangen, geboren und genährt hast.  
Du hast Deine liebende Zustimmung nie zurückgenommen.  
Du bist nicht weggelaufen, als er von allen verlassen war.  
Unter Schmerzen wurde die Kirche geboren,  
deren Anfang und Urbild Du bist.  
Mehr noch als Abraham hast Du das Liebste geschenkt,  
damit ich Jesus finden darf und Er in mir geboren wird.  
Du hast liebend ja gesagt zu dieser Geburt,  
die sich noch immer ereignet im Heiligen Geist.  
So gehörs Du, Maria, zu meinem Leben.  
Du hast mir das Liebste und Kostbarste geschenkt.  
Darauf antworte ich mit meiner Liebe zu Dir.  
Liebe antwortet mit Liebe, nicht mit weniger.  
Ich schenke mich Dir, weil ich Dir schon immer gehöre.  
Ich bin glücklich, Dir zu gehören. Ganz Dein.

#### 5. MARIA SEIN

Ich lebe in Deiner Nähe, die mich immer mehr prägt.  
Du verbiegst mich nicht, sondern weckst mich,  
damit ich Dir gleich und so wirklich Mensch werde  
in ursprünglicher und unverdorbener Weise.  
Ich darf in meiner Originalität Dir ähnlich werden.  
Du sorgst, daß ich nicht eine billige Kopie von Dir werde,  
sondern Dein Bild voll von Leben und Einmaligkeit.  
Du bist an vielen Orten erschienen.  
Du wirst aber an allen Orten gesucht und gebraucht.  
Darf ich Dir immer ähnlicher werden,

damit Menschen an vielen Orten Dich erfahren können?  
Meine Berufung ist es, Maria zu sein,  
mitzuhelfen, daß Du erkannt und geliebt wirst.  
Ich darf Dich in einmaliger Weise gegenwärtig setzen.  
Heute und an allen Orten.

## 6. MARIA IN MIR

Maria, ich nenne voller Ehrfurcht Deinen Namen  
und versinke in erfülltes Schweigen.  
Du berührst wie ein Tau die Tiefen meines Seins  
mit Deiner liebevollen, zarten Gegenwart.  
Du bist wortlos da. Ich bin schweigend in Dir.  
Dich atmet meine Seele, auch wenn ich schlafe.  
Du hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten.

*Rainer Birkenmaier*



## Schwester M. Emilie Engel

1980 bat eine Gruppe von Schönstätttern in Rom Papst Johannes Paul II. um die Heiligsprechung ihres Gründers Pater Josef Kentenich. Seine Antwort war kurz: „Sprecht *ih*r ihn heilig!“ – Wie soll das geschehen?

Pater Kentenich hat in Schönstatt eine neue katholische Spiritualität, eine Heiligkeitsschule begründet. Der Heilige Vater erwartet, daß die Mitglieder der Bewegung durch ihr Leben den Beweis erbringen, daß diese originelle schönstättische Spiritualität *„die Prinzipien der Heiligkeit enthält, vom Heiligen Geiste eingegeben und heiligmäßige Menschen zu schaffen fähig ist“*.<sup>1</sup> Schönstatt kann auf zwei gottgeschenkte Vorbilder blicken, die diese Aufgabe paradigmatisch erfüllt haben: Josef Engling und Schwester M. Emilie Engel.

Von Josef Engling, dessen Seligsprechungsprozeß 1952 eröffnet wurde, sagte der Gründer: *„Josef steht am Anfang unserer Schönstattgeschichte ... gleichsam wie ein gigantischer göttlicher Entwurf, an dem Gott sich in der Folge – menschlich ausgedrückt – ständig bei der Ausgestaltung und Leitung der Familie orientierte ... In ähnlicher Weise ... steht auch Schwester Emiliens Heldengestalt vor unserem geistigen Auge ... Ungezählt viele Gestalten aus allen Schönstatt-Kreisen – es sind die edelsten – sind im Laufe der Jahre nach diesem Entwurf von göttlicher Erzieherhand sorgfältig und erfolgreich gestaltet und geformt worden, ... Schwester Emilie an der Spitze ... Wir hoffen, daß beide (Josef Engling und Schwester M. Emilie) einmal zur Verherrlichung Gottes und zur Legitimierung Schönstatts in seiner urtümlichen Reinrassigkeit der Ehre der Altäre gewürdigt werden.“*

Wir stehen im Jahr des 100. GEBURTSTAGS VON SCHWESTER M. EMILIE, die am 6. Februar 1893 als viertes von zwölf Kindern auf einem Bauernhof in Husten, Kreis Olpe, im westfälischen Sauerland geboren wurde. Dieses Jubiläum im 25. Jahr des Heimgangs von Pater Kentenich legt es nahe nachzutasten, inwiefern Schwester M. Emilie in ihrem Leben, Lieben, Leiden und Wirken als ein solch „gelungener Entwurf“ den Gründer „heilig spricht“. Daß dies im Rahmen dieses Artikels nur skizzenhaft geschehen kann, liegt auf der Hand.

Im urwüchsig frommen Elternhaus wächst Emilie Engel in einer selbstverständlichen warmen Marienliebe auf, zugleich aber auch in einer heiligen Gottesfurcht, die sich in ihrem überaus fein und zart reagierenden Gewis-

sen als Not und Angst auswirkt. Das Korrelativ zu dieser Gottesfurcht bildet ein heiliger Gotteseifer, ein auffallend starker apostolischer Zug ihres Wesens.

Der begeisterten jungen Lehrerin mit dem klaren Verstand und dem soliden Wissen liegt am tiefsten die religiöse Unterweisung und Erziehung ihrer Kinder am Herzen: Sie beginnt jeden Schultag mit einer Religionsstunde, in der die Kinder den lieben Gott kennen und lieben lernen und mit der übernatürlichen Welt und Wirklichkeit vertraut werden. Diese weiß sie in den übrigen Unterrichtsfächern mit den irdischen Wirklichkeiten harmonisch zu verbinden. Darüber hinaus sorgt sie mütterlich für arme und bedürftige Kinder; furchtlos und aufopfernd pflegt sie Kranke und bringt die kleine Tochter einer Verstorbenen kurzerhand als dreizehntes Kind in ihrem Elternhaus unter; dem älteren Jungen besorgt sie eine Lehrlingsstelle bei einem ihr von daheim bekannten Pallottinerbruder im Studienheim Schönstatt und bringt ihn selbst dorthin. Später berichtet sie: *„Ein apostolisches Werk an einem armen verwahrlosten Jungen führte mich 1918 zum ersten Mal nach Schönstatt.“*

1921 nimmt sie, fast gegen ihren Willen und nur, um sich Anregungen für ihre apostolische Betätigung zu holen, an der ersten Frauentagung in Schönstatt teil.

Emilie Engel gehört zu den „religiös begabten Menschen“ (Walter Nigg); diese Begabung ist bei ihr urtümlich auf Schönstatt bezogen; sie ist gleichsam prädestiniert für die spezifisch schönstättische religiöse Wertwelt. Nun erfährt sie durch die Vorträge des Gründers: Der Geist des Apostolischen Bundes von Schönstatt prägt sich aus im Apostolat, in der Marienverehrung und im Streben nach Selbstheiligung im Sinne des Christuswortes: „Ich heilige mich für sie“ (Joh 17,19). Die originelle religiöse Wertempfänglichkeit der jungen Lehrerin wird durch diese drei Themen und ihre personale Verwirklichung im vortragenden Gründer Pater Kentenich zutiefst und ganzheitlich angesprochen. Vielleicht ahnt sie spontan schon etwas von ihrer gnadenhaften Zuordnung zu ihm.

Rückblickend bekennt sie: *„Ich wußte (vorher) ja noch nicht, daß die Gottesmutter mich gezogen und geführt hatte, um mir hier an dieser Gnadenstätte aus großen Seelennöten herauszuhelfen; ich ahnte ja noch nicht, daß ich hier in eine Schule eintrat, in der ich meine wahre Lebensaufgabe erkennen und für dieselbe vorbereitet werden sollte.“<sup>2</sup>*

Für Emilie Engel wird Schönstatt *die* Gnadenstätte, *die* Heiligkeitsschule und *die* wahre Lebensaufgabe.

Gott benutzt den Gründer als Werkzeug, um in Emilie ein restloses kindliches Vertrauen zu wecken und sie zu kraftvoller Selbsterziehung anzuregen. Sie läßt sich formen nach dem Sonnenbild aller weiblichen Würde und Schönheit: MARIA.

Die „kleine Magd von Nazareth“ weiß um ihre Niedrigkeit *und* ihre gottgeschenkte Größe und trägt sie in Spannungseinheit in unvergleichlicher Weise durch ihr heiliges Erdenleben. In diesem Vorbild findet Emilie sich wieder. So formuliert sie 1925 in einem Vortrag „Was muß der Bund von seinen Mitgliedern verlangen?“: *„Der Werkzeugsgedanke ... hält in uns wach einerseits das Bewußtsein unseres Nichts, andererseits aber auch die Erkenntnis unserer Größe und Stärke in Maria.“*<sup>3</sup>

Wie aus einer privaten Notiz von 1926 hervorgeht, ist Emilie gläubig überzeugt, daß Gott sie *„als Werkzeug der jungfräulichen Gottesmutter zu einer Stütze des Bundes berufen“* hat und *„Großes durch mich wirken will trotz meiner Schwäche“*.

Der Gründer als charismatischer Erzieher beläßt Emilie das Kontingenzbewußtsein, das Erleben ihrer Ohnmacht, ihres Nichts dem unendlich heiligen Gott gegenüber *und* läßt sie gleichzeitig innwerden, daß sie alles vermag in dem, der sie stark macht (vgl. Phil 4,13) und der sich würdigt, Großes an ihr zu tun (vgl. Lk 1,49).

Hier wird erkennbar, was Schönstatt als Heiligkeitsschule für die heutige Zeit bedeutet: Es lehrt den modernen Menschen, hier seine „Allmachts-“ und Ohnmachtserlebnisse – etwa in der Erschließung von Makro- und Mikrokosmos und ihren schon nicht mehr kontrollierbaren Auswirkungen – und seine immensen Erfahrungen von Autonomie und Geworfensein, von Größe und Nichtigkeit als Grundgesetze christlicher Existenz zu verstehen.

1925 übereignet Emilie sich im Heiligtum in feierlicher Bundesweihe der Dreimal Wunderbaren Mutter von Schönstatt und schließt mit ihr das Liebesbündnis. Dem begnadeten Priester und Gottesmann Pater Kentenich überläßt sie immer rückhaltloser in dankbarer Ehrfurcht die Führung und Formung ihrer Seele.

Er bejaht und unterstützt ihre überaus feine und zarte Gewissenhaftigkeit und befreit sie zugleich von lähmender Ängstlichkeit; er wertet spürbar ihr ausgeprägtes Pflichtgefühl und Verantwortungsbewußtsein und lockert es zugleich in jahrelanger geduldiger Erziehungsarbeit aus zwanghafter Überspitzung zu heiliger Sorglosigkeit und heiterer Gelöstheit. Er vertieft den Ernst ihrer Gottesfurcht und ihres Gotteseifers und erschließt ihr zugleich –

als Transparent des barmherzig liebenden Vatergottes – das einfältige frohe Kindsein vor Gott auf dem Weg gelebter Kindlichkeit.

Kindwerdung und Kindsein vor Gott gehören zur Heiligkeitsschule Schönstatts. Pater Kentenich hat in dem Zusammenhang oft das Wort Pestalozzis zitiert: „Das größte Unglück der heutigen Menschheit ist der verlorene Kindessinn, weil er die erzieherische Vätertätigkeit oder die väterliche Erzieher-tätigkeit Gottes unmöglich macht.“

Mit göttlicher Autorität ruft Jesus Christus sein „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen“ (Mt 18,2 f.) auch und gerade in unsere heutige Zeit hinein.

Aus vertrauender Liebe und staunender Dankbarkeit erwächst Emiliens unerschütterlich tiefes Kindesverhältnis zum Vater und Gründer und hält bis zu ihrem Heimgang allen inneren und äußeren Belastungen stand. In seiner Schule wird sie ein frohes und wagemutiges Kind der göttlichen Vor-schung.

1926 gibt sie ihren geliebten und gesicherten Lehrerinnenberuf auf und stellt sich als hauptberufliche Mitarbeiterin in tiefer Gläubigkeit ganz und vorbehaltlos dem Gründer und seinem jungen Werk, insbesondere der werdenden Gemeinschaft der Marienschwestern zur Verfügung. Bei ihrer An-kunft in Schönstatt erwartet sie ein schriftlicher Gruß Pater Kentenichs; es heißt darin unter anderem: „*Ein Großteil meiner Sorgen lade ich auf Ihre Schul-tern ab.*“ Und sie notiert in gläubiger Überzeugung: „*Die liebe Gottesmutter hat mich berufen zur Mitbegründerin ihrer geliebten Familie.*“

Der Gründer stellt der Generaloberin der jungen Schwesternschaft Schwester M. Emilie als Generalvikarin zur Seite. Mit größter Sorgfalt formt er die rasch anwachsende Schar nach dem Bild der Gottesmutter und dem Ideal der Heiligen Familie in Nazareth zu einer in sich geschlossenen und eigen-ständigen Familie, in der Schwester M. Emilie still beseelend, klug und ehr-fürchtig beratend und zielklar mitformend ihre verantwortungsvolle Auf-gabe erfüllt. Richtschnur und Maßstab hierfür sind ihr das lebendige Bei-spiel und die Prinzipien des Gründers. So kann dreißig Jahre später, nach ihrem Heimgang, eine Mitschwester, die mit ihr in der Leitung der Gemein-schaft tätig war, urteilen: „*Schwester M. Emilie war uns in allem Vorbild, nicht nur, weil sie von Natur aus sehr gewissenhaft war, sondern vor allem, weil sie in echter und schlichter Kindeshaltung aus ganzem Herzen das bejahte, suchte und in Liebe erstrebte, was der Vater unserer Familie durch unsere heiligen Satzungen und Gebräuche für unsere Familie grundlegte. Das war ihr heilig, das nahm sie ernst, und daraus lebte sie.*“

Ihre Autorität ist wesentlich innere Autorität als Ausfluß ihrer unbedingten Treue zum Schönstätter Liebesbündnis, ihre Wirkung nach außen eine still zurückhaltende und dennoch starke: Sie beruht in der außergewöhnlichen Gottesnähe ihrer Person. Diese strahlt aus ihren Augen, aus ihrem still-frohen Lächeln, aus ihrem mütterlich gütigen und doch festen, von tiefer Ehrfurcht geprägten Wesen. Gern erinnert man sich auch an ihr herzliches Lachen und ihren köstlich-trockenen westfälischen Humor selbst in schwerer körperlicher Krankheit.

Das innerste Anliegen von Schwester M. Emilie aber ist die Heiligung und Heiligkeit des eigenen Lebens und der ihr Anvertrauten. Auch in dieser Hinsicht ist sie für Schönstatt „prädestiniert“.

Eine Fotografie vom 31. Mai 1927 zeigt Schwester M. Emilie mit ihrer inzwischen auch zur Familie der Marienschwestern gehörenden leiblichen Schwester M. Klara und ihren Eltern vor dem Heiligtum in Schönstatt. Beim Abschied sagte Herr Engel zu Pater Kentenich: „Herr Pater, wenn Sie mir nicht sorgen, daß die zwei große Heilige werden, dann bekommen Sie es im Himmel mit mir zu tun!“ Diese Mahnung mußte Schwester M. Emilie später auf das Foto schreiben, das der Gründer bis 1951 in seinem Besitz behielt.

Unauslöschlich tief prägen sich die folgenden Worte Pater Kentenichs dem Gemüt von Schwester M. Emilie ein: *„Wenn unsere Bewegung und unsere enge Familie insbesondere keine Heiligen hervorbringen, dann haben wir unser edelstes, bestes Streben vergeudet, dann haben wir nicht das Letzte gesucht. Und die heutige Welt kann nur gesund werden, kann nur genesen durch Heilige. Nicht durch neue Organisationen, nicht durch neue Strömungen, die diese und jene neue Übung in die Welt hineinbringen – nein, das können nur Heilige.“* (29.6.1927)

In der gleichen heiligen Messe, in der Pater Kentenich dies sagt, bringt Schwester M. Emilie in einer persönlichen Weihe Gott das Opfer ihres Lebens und ihre *„Bereitschaftserklärung zu allen erdenklichen Leiden dar, damit wir hier eine Gemeinschaft von Heiligen werden und damit von ihr aus eine Heilighkeitsatmosphäre sich verbreitet über die ganze Apostolische Bewegung, die ganze katholische Kirche und die ganze Welt“*.

Dieser Akt bleibt ihr bis zum Ende ihres Lebens im wachen Bewußtsein. Niemals, auch nicht in den schwersten Stunden ihres mit vielfältigen äußeren und inneren Leiden gesegneten Lebens nimmt sie ein Wort davon zurück.

1940 vertieft sie diesen Weiheakt im Vorwegnehmen der Inscriptio-Strömung zur Bitte um Kreuz und Leid aller Art, wenn es so dem Himmelsvater gefällt. 1955, am Ende ihres Lebens, schreibt sie in ihrem Abschiedsbrief an

die Schwesternfamilie: „*Laßt uns eine heilige Familie werden! Eine heilige Schönstattfamilie als Werkzeug unserer lieben Mutter und Königin! Alles für Schönstatt! Schönstatt für die heilige Kirche! Die Kirche für den Dreifaltigen Gott! Ita Pater in aeternum! Es lebe das Liebesbündnis! M.p.h.c.!*“

Prägnant fassen diese Worte das Ideal der Heiligkeit schönstättischer Prägung zusammen, das Schwester M. Emilie ihr ganzes Leben hindurch in heroischem Kindesvertrauen erstrebt und gelebt hat. Der Priester an ihrem Sterbebett konnte sagen: „Wenn wir alle einmal so sterben, dann ist es gut. Sie ist eine Heilige!“

Pater Kentenich bezeugt, „*daß ihr heiligmäßiges Leben und Sterben zwar in der Hauptsache Werk der Gnade, aber auch eine vollreife Frucht unserer Erziehungsprinzipien ist ... Sie ist durch ihr Leben der Apostel unserer Lehre.*“

Schwester M. Emilie wurde zum Apostel eines Heiligkeitsweges, der in der Spannungseinheit von anerkannter eigener Grenze und gottgeschenkter Größe zur vollkommenen Werkzeuglichkeit führt. Dieser Weg ist im Charisma des Gründers der Kirche von heute angeboten.

## STATIONEN IHRES SCHWESTERNLEBENS

Nach der feierlichen Bundesweihe am 16. April 1925 stellt Emilie Engel sich Pater Kentenich als *hauptberufliche Mitarbeiterin* zur Verfügung.

Im September 1926 ruft der Gründer sie nach Schönstatt.

Am 1. Oktober 1926 gründet er das Säkularinstitut der Schönstätter Marienschwestern und stellt Schwester M. Emilie als *Generalvikarin* der Generaloberin der jungen Gemeinschaft zur Seite.

Vierundzwanzig Jahre, bis Februar 1950, ist sie *Mitglied des Generalrates*.

Im Januar 1928 übernimmt sie freiwillig die *Leitung eines Fürsorgeheims in Essen*.

Anfang Januar 1929 wird sie vom Gründer nach Schönstatt zurückgerufen und zur *Novizenmeisterin* ernannt. Neun Noviziatskurse gehen durch ihre Erziehungsschule.

Im Dezember 1933 erkrankt sie schwer an Rippenfellentzündung.

Im Sommer 1934 wird sie zur *Terziatsmeisterin* ernannt und leitet ab Dezember 1934 das Ewigterziat des MTA-Kurses, dessen *Kursmutter* sie ist.

Ihr Amt als Generalratsschwester übt sie ununterbrochen weiter aus.

Am 25. März 1935 weiht sie sich mit ihren Kursschwestern im Heiligtum der MTA und durch sie dem Dreifaltigen Gott für ewig.

Im Oktober 1935 erkrankt sie an Lungenentzündung. Vor und nach einer schweren Lungenoperation in Bonn am 15. Oktober 1936 muß sie bis 1939 Aufenthalte in Heilstätten und Kliniken auf sich nehmen.

1939 darf sie, körperlich geschwächt, ins Mutterhaus Haus Sonneck nach Schönstatt zurückkehren und nimmt ihre Aufgabe als Generalratsschwester wieder auf.

Am 25. März 1946 wird sie vom Gründer, der ein Jahr zuvor aus Dachau zurückgekehrt ist, zur *Provinzoberin* der neu gegründeten Westprovinz ernannt und antwortet ihm: „*Dann muß es aber eine Providentia-Provinz werden.*“ Ihr Wunsch: Sie möchte keine große, sondern eine *heilige* Provinz haben. Dafür opfert sie ihre ganze noch verbleibende Kraft. Ihr besonderer Einsatz gilt dem Ziel, die am Heiligen Abend 1941 in Koblenz aufgebrochene Mariengarten-Strömung in ihrer Provinz heimisch zu machen.

Am 11. Januar 1954 fährt sie, obwohl seit 1953 durch eine fortschreitende Lähmung behindert, mit zwei anderen leitenden Schwestern nach Rom, um wegen des bevorstehenden Generalkapitels der Schwesternfamilie im Anliegen einer „integralen“ Leitung hohe kirchliche Persönlichkeiten aufzusuchen.

Im Generalkapitel vom 22. April bis 22. Mai 1954 wird sie zur *Generalkursmutter* gewählt und gehört damit erneut der Generalleitung an. Das Amt der Provinzoberin der Providentia-Provinz übt sie dabei weiterhin aus.

Zwischendurch muß sie vom 4. Juni bis 3. November 1954 im Brüderkrankenhaus in Koblenz, der Gründungsstätte des Mariengartens, im Streckverband liegen.

Nach Koblenz-Metternich zurückgekehrt, arbeitet sie weiter für ihre Provinz und für die Familie vom Rollstuhl aus. Vom 19. April bis gegen Ende Mai 1955 muß sie sich noch einmal einer Spezialbehandlung im Koblenzer Brüderkrankenhaus unterziehen – ohne jeden Erfolg.

Von da an ist sie auf dauernde Hilfe angewiesen, arbeitet aber dennoch an ihrem Schreibtisch und steht den Schwestern so gut wie möglich zur Verfügung. Als sie nicht mehr sprechen kann, benutzt sie ein Schreibtäfelchen. Im Oktober 1955 machen die Schwestern des Provinzhauses neun Fußwallfahrten zum Urheiligtum, um die Heilung von Schwester M. Emilie zu erleben; die letzte am 23. Oktober 1955 macht sie in ihrem Rollstuhl im „Kombi“ der Marienbrüder selbst mit.

Ihr schwerstes Opfer ist es wohl, daß sie vor ihrem Tod nicht mehr mit dem im Exil weilenden Gründer Pater Kentenich sprechen, ihm auch keinen Abschiedsgruß schicken darf.

Am 20. November 1955 ergeht im Provinzhaus Haus Providentia der Heimruf des Ewigen Vaters an Schwester M. Emilie Engel.

*Schwester M. Evamaris Humperdinck*

### *Anmerkungen*

1 Pater Kentenich, 1935.

2 aus: Zeitschrift MTA, 1.8.1925.

3 a. a. O. 15.1.1926.

## BUCHBESPRECHUNG

LATEINAMERIKA UND KATHOLISCHE SOZIALLEHRE. Seit einiger Zeit findet die katholische Soziallehre weltweit neue Aufmerksamkeit. Dazu hat die soziale und politische Entwicklung beigetragen, besonders aber der Zusammenbruch des kommunistischen Weltreiches. „Centesimus annus“, die letzte Sozialzyklika Johannes Pauls II., markiert die neue Situation, sie macht auch deutlich, daß die traditionelle katholische Soziallehre selbst neue Akzente setzt.

Auf diesem Hintergrund wird die Bedeutung des „lateinamerikanisch-deutschen Dialogprogramms“ ersichtlich, das jetzt seinen Niederschlag in der Veröffentlichung der ersten beiden Bände einer auf drei Bände berechneten Dokumentation gefunden hat. Sie sind „das Ergebnis eines langjährigen interdisziplinären deutsch-lateinamerikanischen Dialogs zur Soziallehre der Kirche“. Dies ist etwas Neues, da „ein solcher Dialog bislang weitgehend fehlte“ (Bischof Kamphaus).

Der erste Band „Wissenschaft, kulturelle Praxis, Evangelisierung. Methodische Reflexionen zur Katholischen Soziallehre“ beschäftigt sich mit der wissenschaftstheoretischen und methodologischen Grundlagenfrage. Abgesehen von der generellen Problemlage wird zu einer enger umgrenzten Schwierigkeit Stellung genommen. Erst in jüngster Zeit hat die praktische Philosophie neue Ansätze „einer Institutionenethik entwickelt“. Zu diesen beiden Problemfeldern „kommt die innerkirchliche Diskussion der katholischen Soziallehre“ hinzu, „die kritische Hinterfragung ihrer neuscholastischen Systematisierung über das Ringen um einen genuin geschichtlichen, offenen Ansatz“. Die Thematik wird abgehandelt in *drei* Kapiteln.

„Konzepte – Methodologie – Komplementarität“ – In einem ersten Beitrag (Farrell) wird zunächst ein Abriß der kirchlichen Soziallehre geboten, – von den Anfängen der Kolonisierung Lateinamerikas bis heute, einschließlich einiger wichtiger lateinamerikanischer Dokumente (z. B. Medellín, Puebla).

In einem zweiten Beitrag (Scannone) geht es um den „gegenwärtigen Stand der methodologischen Reflexion der kirchlichen So-

ziallehre“. Ausgangspunkt ist die Überzeugung, daß die soziale Sendung zum Kern der evangelisatorischen Aufgabe der Kirche gehört. Der Verfasser zeigt, daß sich die geschichtliche, die theoretische und praktische Dimension der kirchlichen Soziallehre wechselseitig durchdringen. Diese These wird anhand der methodologischen Schritte: „sehen, urteilen und handeln“ entfaltet.

Ein dritter Beitrag (Hünemann) geht auf die christliche Gesellschaftslehre ein, jene „akademische Disziplin, welche der kirchlichen Soziallehre im Bereich der Wissenschaften entspricht“. Besonders bedenkenswert sind die Reflexionen des Verfassers zum Wissenschaftsverständnis der traditionellen katholischen Soziallehre. Er geht auf die geisteswissenschaftliche Einordnung der neuscholastischen Tradition ein („Das Sollen ist im Sein verankert. Agere sequitur esse.“ Die Gnade setzt die Natur voraus. „Gratia supponit naturam.“) und zeigt das Suchen nach Neuansätzen auf. Die Diskussion darüber sei bislang nicht abgeschlossen. Der Mangel in der Weiterführung der (aristotelisch-thomastischen) Kategorienlehre habe dazu geführt, „daß eine Institutionenethik und -theologie in der katholischen Tradition bislang nur sehr ansatzweise entwickelt wurde“ (111).

Der darauf folgende Beitrag (Libanio) ist aus der Sicht der Befreiungstheologie geschrieben. Mit diesem Artikel dürfte „ein neues Kapitel in der Verhältnisbestimmung von Theologie der Befreiung und kirchlicher Soziallehre aufgeschlagen sein“. Der Verfasser klärt zunächst den Wissenstypus der kirchlichen Soziallehre, der auf drei Quellen zurückgeht: 1. auf den Gedanken des Naturrechts und der Sozialphilosophie, 2. auf biblische Elemente und die kirchliche Tradition, 3. auf konkrete geschichtliche Verpflichtungen, Handlungsorientierungen bieten zu müssen. Die kirchliche Soziallehre ist Produkt des kirchlichen Lehramtes und vorrangig ausgearbeitet in der Ersten Welt. Dagegen will die Theologie der Befreiung – sie ist Theologie und nicht Soziallehre – auf neue Probleme antworten in einer ganz konkreten Situation; sie will die Befreiung der Armen. Die Gesamtheit der kirchlichen Glaubenstradition ist zu bedenken aus und

für einen bestimmten Kontext praktischer Unterdrückung. Für die Theologie der Befreiung ist daher die Praxis-Dimension grundlegend. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis: Wir erleben gegenwärtig eine Phase, „in der kirchliche Soziallehre und Theologie der Befreiung sich wirklich positiv und kreativ miteinander verbinden können“. Denn einerseits „hat die Krise des Ostens viele Einsichten und Kritiken“ der kirchlichen Soziallehre bestätigt, andererseits bleibt die Theologie der Befreiung auch weiterhin wichtig, da eben diese Krise „keinerlei Heilung des am Kapitalismus schwer Erkrankten, den zum großen Teil die Länder der Dritten Welt darstellen“, bedeutet.

„Kirche – Evangelisierung – kulturelle Identität“ – Die Autoren Galli, Gera, Morandé, Marzal und Azevedo versuchen, Aspekte der lateinamerikanischen Gestalt der Soziallehre darzustellen. Ein zentrales Thema ist die Kultur. Es wird daran erinnert, daß das Thema Kultur erstmals in *Gaudium et spes* (1965) behandelt wurde, in der Synode über die Evangelisierung der Welt von heute (1974) wieder auftaucht, von Paul VI. als „Evangelisierung der Kultur“ (229) in *Evangelii nuntiandi* (1975) aufgegriffen und neu formuliert wird und dann endgültig in *Puebla* (1979) Eingang findet in das Leben der lateinamerikanischen Kirche. Es geht um die Soziallehre der Kirche und die Kultur. So stellt sich „nach einem halben Jahrtausend die Frage nach der Rolle des lateinamerikanischen Kontinentes innerhalb des Zivilisationsprozesses am Ende der Moderne“ (233). Die Fragestellung zur lateinamerikanischen Identität wird in drei Kernproblemen zusammengefaßt: „1. Einheit oder Vielheit? 2. Eine traditionelle oder moderne Kultur? 3. Eine Kultur des Westens oder des Südens?“ (234). In diesem Zusammenhang zeigt sich, daß die drei großen allgemeinen Bischofsversammlungen – „wirkliche kulturelle Großereignisse in Lateinamerika – die Einheit Lateinamerikas vorangebracht“ (243) haben.

Der zweite Band „Armut. Herausforderung für Wirtschafts- und Sozialordnung“ ist wirtschafts- und sozialwissenschaftlich orientiert. In drei Kapiteln wird das Problem der Massenarmut behandelt.

„Entwicklung – Armut – Armutsbekämpfung“ – Das Vorwort umreißt den Ausgangspunkt: die Situation extremer Armut. „Die Inter-

amerikanische Entwicklungsbank rechnet damit, daß in Lateinamerika heute schon über 200 Millionen Menschen in Armut leben und daß deren Zahl in den nächsten Jahren weiter zunehmen wird.“

Die einzelnen Beiträge behandeln die verschiedensten Aspekte des Problems: „Befreiung oder Entwicklung?“, die Bedeutung der Armen und der Armut im sozialen Lehramt, neue Formen der Armut. Roos stellt das Konzept einer sozialen Marktwirtschaft vor, das den Leitlinien der sozialen Verkündigung der Kirche entspricht und universalisiert werden kann. Als Grundwerte nennt der Verfasser Freiheit und soziale Gerechtigkeit. Die Ethik der Ziele beschreibt er in fünf Punkten: optimale Güterversorgung – humane Arbeitsverhältnisse – solidarischer Ausgleich – ökologische Verträglichkeit – weltwirtschaftliche Zumutbarkeit. Auch das Problem der Verschuldung in seiner ethischen Dimension und das internationale Finanzsystem mit seinen Auswirkungen auf die nationale Wirtschaftspolitik werden behandelt. Die Notwendigkeit einer neuen internationalen Wirtschaftsordnung wird immer dringlicher, die die neuen Gegebenheiten berücksichtigt, die aus den Umwälzungen in Osteuropa hervorgehen. Ein Beitrag (Antoncich) arbeitet den Vorrang der Arbeit gegenüber dem Kapital heraus: in der Arbeit kommt die Sinnhaftigkeit der menschlichen Existenz zum Ausdruck. Sie besitzt ontologisch einen Wert, der nicht auf ein bloßes Produktionselement zurückführbar ist. Zwei Beiträge beschäftigen sich mit der Thematik der ländlichen Entwicklung. Dabei wird aus der Perspektive Brasiliens die Bedeutung der Soziallehre der Kirche aufgezeigt (de Souza-Martins): „Kleinbauern und Indianer im Prozeß der pastoralen Neuorientierung“ der Kirche.

Beide Bände enthalten abschließend eine sehr informative, übersichtlich gegliederte Bibliographie (Eckholt/Galli).

*Peter Hünemann/Juan Carlos Scannone (Hg.), Lateinamerika und die Katholische Soziallehre. Ein lateinamerikanisch-deutsches Dialogprogramm, 2 Bände. Mainz (Matthias-Grünewald-Verlag) 1993. Beide Bände zu je 64,- DM.*

Herta Schlosser

BERNHARD SILL, geboren 1955 in Wewer bei Paderborn. Dozent am Priesterseminar Hildesheim für das Fach Moraltheologie. Verheiratet.

RUDOLF CHRYSOSTOMUS GRILL, geboren 1940 in Tüchtihöfen/Böhmen. Wallfahrtsleiter und Leiter des Ostsekretariats in Schönstatt.

HERBERT KING, geboren 1939 in Lauterbach. Dozent am Joseph-Kentenich-Kolleg in Münster. Geistlicher Assistent der Schönstätter Studentinnenbewegung.

RAINER BIRKENMAIER, geboren 1946 in Hockenheim. Seit 1989 Leiter des Informationszentrums Berufe der Kirche/Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz in Freiburg/Brsg.

M. EVAMARIS HUMPERDINCK, geboren 1925 in Oldenburg i. Oldbg. Schriftstellerische Tätigkeit im Auftrag der Leitung der Schönstätter Marienschwestern.